

Im Höllenrauschen des Bolschewismus



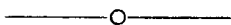
Die Memoiren
meiner Soldaten-
ratszeit von
Camille Dennemeyer

P. BLANC

Luxemburg, 1920
Druck und Verlag von
P. Worré-Mertens
J. P. Worré, Nachfolger.

**Alle Rechte, insbesondere das der Uebersetzung in fremde
Sprachen und des Abdrucks in periodischen Druckschriften,
vorbehalten.**

Im Höllenrachen des Bolschewismus



Die Memoiren meiner Soldatenratszeit

Von

Camille Dennemeher.



1920.

Euzemburg. — Druck und Verlag von P. Worré-Mertens
J. P. Worré, Nachfolger.



Bildnis des Verfassers



Einleitung.

Bevor ich an die Schreibung dieses Buches gehe, will ich die Hände falten zum Gebet. Denn eine hohe und heilige Pflicht gebietet mir, mit meiner ganzen Erfahrung mitzuwirken an der Rettung irreführender Geister vor höllischem Blendwerk. Und ich flehe zu dem barmherzigen Gott, daß Er mir Gnade und Kraft verleihe, diese ernste und edle Aufgabe im Dienste der Menschheit zu vollenden.

Mit Herz und Seele trete ich ein für alle Armen und Elenden, Schwachen und Unterdrückten. Ihre Not und Gebrechen zu lindern, die Sorge aus ihren Wohnungen zu bannen, ist ein Werk christlicher Caritas und oberstes Gebot moderner Staatswohlfahrt.

Allgemein anerkannt ist heute auch die Notwendigkeit, durch weitaussehende gerechte soziale Gesetzgebung die Rechte Aller wahrzunehmen, die auf ihren Schultern Zukunft und Gedeihen der ganzen Welt zu tragen haben. Standesprivilegien sind daher längst abgeschafft und die Verteilung der bürgerlichen und sozialen Lasten und Pflichten ist derart ausgeglichen, daß bei ruhiger Entwicklung das soziale Ideal in absehbarer Zeit erreicht sein wird.

Vieles geschah in dieser Hinsicht seit Kriegsende, nachdem die blutige Vergangenheit von vier schrecklichen Jahren die Unhaltbarkeit mancher bisherigen Zustände deutlich gezeigt hatte. Und allenthalben macht sich nach diesem furchtbaren Gemetzel das elementare Bedürfnis geltend, die Menschheit auf immer sicherzustellen vor einer Wiederholung ähnlicher Greuel.

Das Evangelium der Liebe wurde bereits vor zweitausend Jahren gepredigt. Die Engel stiegen vom Him-

mel und sangen in jener heiligen Nacht über dem Stall zu Bethlehern: „Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind...“ Am schlechten Willen der Menschen scheiterte bisher die Friedensmission des Heilandes. Oder wäre jene namenlose Katastrophe möglich gewesen, wenn die Menschheit getreulich Seine Gebote befolgt hätte?

Die Staatsmänner, die eine Lösung des Weltproblems suchen, wie in Zukunft bewaffnete Konflikte zwischen den Völkern zu vermeiden wären, setzen ihre Hoffnungen einseitig auf den Völkerbund. Wer von uns Menschen kann aber wissen, ob alle Kontrahenten des Völkerbundesvertrages guten Willens sein werden? Deshalb ist die Neuregelung des Verhältnisses der Völker zu einander abhängig von der Erneuerung der Welt im Geiste des Evangeliums.

Diese Notwendigkeit wird mit Absicht verkannt von jenen Menschen, die eine verderbliche, utopistische Lehre mit Feuer und Blut zu verbreiten suchen.

Jesus kam zu uns im Säuseln der Liebe, diese aber kommen im Sturmwind des Hasses und der Vernichtung.

Gleichnerisch ist ihre Doppelnatur; es sind die falschen Propheten, die in Schafskleidern umhergehen, inwendig aber reißende Wölfe sind. Mit Honigworten locken sie die Jünger in ihre Neze, um von dem Schweiß und Blute ihrer betrogenen Opfer sich zu mästen.

Die staatliche Anerkennung der kommunistischen Grundsätze würde einen gewaltigen kulturellen Rückschritt bedeuten. Schon zur Steinzeit war die Menschheit über diese niedrige Kulturstufe größtenteils hinaus. In den Uranfängen der Geschichte ließ sich der Kommunismus auch nur deshalb durchführen, weil die Menschen wenig zahlreich waren und eine bessere Staatsform eben noch nicht kannten.

Alle Versuche, in unserm vielverzweigten modernen Staatsleben die kommunistische Wirtschaft durchzusetzen, sind bisher restlos gescheitert; einerseits an der technischen Unmöglichkeit, die Kultur um Jahrtausende zurückzuschrauben, andererseits an der schlechten Absicht der kommunistischen Führer.

Es ist kaum anzunehmen, daß unter den Bolschewisten noch ideal gerichtete Geister zu finden wären, die an die praktische Möglichkeit der Durchführung ihrer Ideen glauben würden; wenigstens soweit die Führer in Betracht kommen. Denn diese wissen längst, was durch die Umsetzung ihrer Anschauungen in die Tat erreicht wird.

Und wie erklären sie den Widerspruch, der darin liegt daß sie behaupten, sie wollten durch die Verwirklichung ihres Programms die Menschheit von Blutvergießen, Gewaltherrschaft und Militarismus erlösen, aber offen die gewaltsame Aufrichtung der Diktatur des Proletariats predigen? Wissen sie denn nicht, daß eine Diktatur nur leben kann, wenn sie vom Militarismus gestützt wird?

Gewiß, die Lehre vom staatlichen Kommunismus wirkt auf den ersten Blick bestechend. Es ist auch nicht daran zu zweifeln, daß sie gerade dieser Eigenschaft — und der augenblicklichen Wirtschaftskrisis ihre größten Erfolge verdankt.

Dieses Buch wendet sich an alle, die wegen Mangel an sicherem Urteil der Gefahr ausgesetzt sind, den Einflüssen des bolschewistischen Blendwerks zu erliegen: an das Welt-Arbeiterproletariat; es soll eine Art Anschauungsunterricht sein über Wesen, Ziele und praktische Resultate des Bolschewismus. Indem ich wahrheitsgetreu eigene Erlebnisse schildere, werde ich an zahlreichen praktischen Beispielen zeigen, was heute der Bolschewismus noch ist: Der größte Schwindel und Betrug, der seit Anbeginn der Weltgeschichte mit dem Gelde, dem Leben und der Zukunft der Arbeiter getrieben wurde.

Die Masse muß und soll Vertrauen haben in ihre Führer. Ich werde aber zeigen, daß die bolschewistischen Führer das Vertrauen der Arbeiter nicht verdienen; daß sie es mißbrauchen, um ihre eigenen ehrgeizigen und habgierigen Pläne zu verwirklichen.

Und ich kann das tun, denn ich war selbst ein Führer der militanten Bolschewisten.

Ich habe bolschewistische Truppen befehligt und bolschewistische Ideen in die Tat umgesetzt.

Ich habe Arbeiterblut vergießen sehen.

Und nachdem ich erfahren hatte, daß alles Blut nur für die persönliche Bereicherung einiger weniger Unwürdiger geflossen war, gelobte ich mir, fortan mit allen Mitteln die Proletarier, meine Brüder, über die Gefahren und Greuel des Bolschewismus, und über den Betrug seiner Führer aufzuklären.

Freudig verzichtete ich auf die glänzenden Rollen, die meine kommunistischen Kameraden mir anboten. Mit Abscheu wandte ich mich ab von ihnen, denn sie wollten nur das Blut und den Hungertod der arg betrogenen Proletarier. Ich hoffe, daß gerade diese letzteren meine warnende Stimme vernehmen werden; denn dieses Buch ist nur zu ihrer Belehrung geschrieben. Die Konsequenzen ergeben sich dann für sie von selbst.



Meine Auffassung vom Bolschewismus.

3u allen Zeiten, in allen Staaten und unter jeder Regierungsform hat es Unzufriedene gegeben. Manchmal zu Recht, mitunter auch zu Unrecht. Nie wird die Erde in ein Paradies sich wandeln können. Und solange Menschen atmen, wird es Unvollkommenheiten geben.

Immer aber lebten ehrgeizige und übelwollende Männer, die es als Lebensaufgabe betrachteten, die Unzufriedenheit zu schüren, Haß zu säen und das Volk zum Aufruhr zu hegen. Die goldenen Früchte des Umsturzes pflückten sie für sich; die ihnen zu Ehre, Ruhm und hoher, einträglicher Stellung verholfen hatten, standen da mit leeren Händen. Mißlang die Sache, so wußten sich die Rädelsführer rechtzeitig in Sicherheit zu bringen; die verführte Volksmenge aber hatte die Folgen zu tragen. So war es immer, so ist es noch heute und so wird es auch immer bleiben; obschon doch eigentlich die Vermutung nahe läge, unsere moderne Arbeiterschaft sei zu sehr aufgeklärt, um für derartige Manöver sich noch herzugeben.

Der Völkerkrieg war die Quelle des Bolschewismus. Er hat die Neigung zur Gewalttätigkeit in die Seelen gepflanzt. Sodann hatte der lang andauernde militärische Zwang zahllose Härten und Ungerechtigkeiten im Gefolge. Der Schützengraben war der günstigste Nährboden für die Propaganda des Klassenkampfes.

Diese Propaganda erzielte dort die größten Erfolge, wo die Uebelstände am ärgsten waren: im russischen Heere. In Rußland entstand zu Anfang 1917 eine Militärrevolte, die der Freiheit zum Triumph verhalf. Die Führer der

Bewegung erkannten aber, daß das Heil des Landes nur in der Aufrechterhaltung der Disziplin liegen konnte. Den es galt im Vereine mit allen demokratischen Großmächtern der Welt den Kampf gegen das autokratische, militaristische Deutschland fortzusetzen. Das Unterliegen in diesen Kämpfen mußte den Tod bedeuten.

Die deutsche Oberste Heeresleitung hatte schon damals eingesehen, daß der Krieg für sie verloren war. Sie begrüßte daher die russischen Ereignisse mit großer Freude und beschloß die Lage auszunutzen, indem sie den russischen Wirrwarr noch größer machte. Ungeheure Summen deutschen Geldes gingen über Stockholm nach Rußland zur Unterstützung der maximalistischen Bewegung, die den sofortigen Sonderfrieden zum Ziele hatte. Lenin und Trozki, damals in der Schweiz weilend, hielten nun endlich die Gelegenheit für gekommen, nach Rußland zurückzukehren, um die Lage für ihre privaten Zwecke auszunutzen. Die französische Regierung verweigerte ihnen aber die Erlaubnis, ihren Weg über Frankreich zu nehmen; sie war der Ansicht, daß in Rußland schon ohnehin genügend Elemente tätig seien, die im Durcheinander der revolutionären Bestrebungen einträgliche, fette Posten zu erlangen suchten. Da wurden die beiden ehrgeizigen Streber auf Befehl der deutschen Obersten Heeresleitung im Sonderzug durch Deutschland befördert, nachdem sie versprochen hatten, gemeinsam mit Hilfe ihrer Freunde Waffenstillstand und Friedensverhandlungen herbeizuführen.

Aus rein strategischem Interesse hat mithin General Ludendorff den Bürgerkrieg nach Rußland verpflanzt. Welche Gefahr er dadurch für sich selbst heraufbeschwor, ist ihm wohl erst später zum Bewußtsein gekommen. Denn der bolschewistische Gedanke fand auch Eingang im deutschen Heere. Gleich beim deutschen Zusammenbruch im November 1918 bildeten die Truppen Ludendorffs nach russischem Vorbild Soldatenräte; diese rissen alle Gewalt an sich, tyrannisierten die Offiziere und übten noch andere sehr schmerzliche Vergeltung für die niederträchtige Wühlarbeit der Obersten Heeresleitung in Rußland. Das war die strafende Hand der göttlichen Gerechtigkeit!

Es ist allerdings nicht zu verkennen, daß Deutschlands Heer am ehesten geeignet war, das bolschewistische Beispiel nachzuahmen. Denn nirgends waren Bevorzugung, Eigen-
nuß und Willkür der Offiziere größer, die Behandlung des
gemeinen Mannes niedriger, die Kluft zwischen Offizieren
und Mannschaften größer als in der deutschen Armee.

Die Heere der europäischen Weststaaten und der Ver-
einigten Staaten von Nordamerika sind auf demokratischer
Grundlage eingerichtet; ihre Offiziere gehen hervor aus
eigener persönlicher Tüchtigkeit und sind getragen von dem
rückhaltlosen Vertrauen ihrer Mannschaften, die sich mehr
als Kameraden, denn als Untergebene betrachten. Das ist
das große Geheimnis, weshalb die Heere dieser Länder
vor der zersetzenden Wirkung aufreizender Propaganda
bewahrt blieben.

*
*
*

Der Bolschewismus entwickelte sich eigentlich aus den
deutsch-russischen Militärrevolten. Immerhin besteht
zwischen russischem und westeuropäischem Bolschewismus
ein weiter Unterschied. Im autokratischen Rußland litt
das Volk unter dem Druck einiger bevorrechteter Klassen.
Jede Lehre mußte hier auf fruchtbaren Boden fallen, die
eine Aenderung der bestehenden Verhältnisse bezweckte.
Der Bauer war zwar nicht mehr der Form, wohl aber dem
Wesen nach leibeigen. Wie mußte daher auf ihn die For-
derung von der Landverteilung wirken, die nachher nicht
durchgeführt wurde! Außerdem ist die Kultur des russischen
Volkes hinter der europäischen weit zurück. Das Schulwesen
in Rußland ist durchaus mangelhaft und hat sich unter
bolschewistischer Herrschaft weiter verschlechtert; 90 Prozent
der russischen Untertanen können weder lesen noch schreiben.

Nur durch diesen Umstand ist es übrigens zu verstehen,
warum das russische Volk die bolschewistischen Schwindler
nicht schon längst zum Teufel jagte. Heute ist es dazu viel-
leicht schon zu spät, wenn dem bedrängten Lande keine Hilfe
von außen kommt. Denn in den zwei Jahren ihrer
Herrschaft haben die Bolschewisten durch unerhörten Aus-
bau der militärischen Diktatorialgewalt, unter Einführung
des Terrors, ihre Machtstellung sehr gefestigt. Die Bolsche-

wisten sind auch in Rußland bei weitem in der Minderheit, aber sie haben alle militärischen Machtmittel in Händen.

In Westeuropa und Amerika fand der Bolschewismus Eingang wegen der nie dagewesenen allgemeinen und anhaltenden Teuerung sowie durch die riesigen Geldmittel, die den bolschewistischen Agenten für Propagandazwecke zur Verfügung stehen. Die deutsche Diplomatie arbeitet unter Aufwendung von Milliardenbeträgen am wirtschaftlichen Zusammenbruch der Länder, die mit Deutschland im Kriege lagen. Diese Mächte sollen durch die *Revolution* derartig geschwächt werden, daß Deutschland hoffen kann sie niederzuringen. Denn Deutschland denkt im Ernste nicht daran, die Kriegsschäden wieder gutzumachen und seine ehrgeizigen Weltbeherrschungsträume nun endlich aufzugeben.

Die Verteuerung der Lebenshaltung war auf keine Weise zu vermeiden. Im Interesse der Versorgung der kämpfenden Heere mußte während des Krieges alle übrige Erzeugung eingeschränkt werden. Je weniger Erzeugnisse aber auf den Markt kommen, umso höher steigen sie natürlich im Werte. Nach Beendigung des Krieges haben sich der Wiederaufnahme einer erhöhten Produktion von Bedarfsartikeln und Gebrauchsgegenständen drei bedeutende Hindernisse in den Weg gestellt: die unumgängliche Wiedereinstellung der Betriebe auf Friedensfabrikation, die förperliche Reaktion bei den Arbeitern und die politische Anwendung des Streikrechts. Es ist klar, daß durch die zahllosen Arbeitseinstellungen die Erzeugung von Bedarfsartikeln sogar noch tiefer sinken muß wie zur Kriegszeit.

Die schwierige Wirtschaftslage trägt mithin die Hauptschuld daran, daß die bolschewistischen Ideen sich in den Köpfen der Arbeiter Westeuropas festsetzen konnten. Die Lösung der Wirtschaftskrise ist daher als die dringlichste Aufgabe der Staatsregierungen zu betrachten, sie kann aber nur nach internationalen Grundsätzen geschehen. Die *Arbeitslöhne* müssen allgemein auf der jetzt erreichten Höhe bleiben. Dagegen sind alle Maßnahmen zu ergreifen, die geeignet sind, um die Preise für die Bedürfnisse des täglichen Lebens auf einen angemessenen Stand herabzudrücken.

Hier muß an die Arbeiter besonders der großen Industriebetriebe ein ernstes Wort gerichtet werden. Sie sollen sich in Zukunft mit dem Gewinn begnügen, der übrig bleibt, wenn ihre Erzeugnisse billiger werden, die Löhne ihrer Arbeiter dagegen auf der jetzigen Höhe bleiben. Denn der Arbeiter steht heute als wirtschaftlich Gleichberechtigter da. Das heißt: Es ist nicht mehr als recht und billig, daß der Arbeiter, der durch das Werk seiner Hände sein Brot verdienen muß, die Möglichkeit besitzt, das Leben auch von der angenehmen Seite zu genießen, seine Kinder unterrichten zu lassen und darüber hinaus sich eine finanzielle Rücklage für das Alter anzulegen. Bei den Vorkriegs-löhnen ist das nicht möglich gewesen.

Die Arbeiter sollten ihrerseits endlich begreifen, daß es nur in ihrem eigenen Interesse liegt, mit den sinnlosen Streiks aufzuhören. Denn die Streiks vermindern die Erzeugung und treiben die Preise hinauf. Die Regierungen können mithin der Teuerung keinen Hemmschuh anlegen, solange die Streiks fort dauern: Wie würde es ihnen möglich sein, den oben geschilderten Zustand herbeizuführen: Senkung der Preise unter Beibehaltung der jetzigen Löhne? Jeder Streik zieht eine Steigerung der Preise nach sich durch Verminderung der Produktion, zerstört also selbst wieder die Wirkung, die etwa durch Erhöhung der Löhne erzielt wird. Eine Fortsetzung der jetzigen Methoden bedeutet die schließliche vollständige Entwertung des Geldes, indem Löhne und Preise parallel nebeneinander ins Endlose wachsen.

Das Weltproblem liegt heute darin, den Proletariern unter Sicherstellung ihrer absoluten politischen Gleichberechtigung (diese Sicherung ist heute mit Ausnahme von Rußland überall erreicht) mit allen übrigen Gesellschaftsklassen einen gerechten Lebensstandard zu garantieren. Die politische Gleichberechtigung soll sich auf alle Zweige des öffentlichen Lebens erstrecken. Die Vertreter der Arbeiterschaft, die den Beweis ihrer Befähigung erbracht haben, sollen auch praktisch genau dieselbe Möglichkeit besitzen, in maßgebende amtliche Stellen hineinzukommen, wie besser begüterte Bürger. Der Lebensstandard des Ar-

beiters muß auf ein Minimum festgesetzt werden, das so bemessen ist, daß der Aufstieg der Begabten im Bereiche der Finanzkraft des Arbeiters liegt, ohne daß er deswegen, bei vernünftiger Wirtschaftsführung, auf die angenehme Seite des Daseins verzichten müßte.

Die restlose Durchführung dieser Forderungen würde die automatisch wirkende Beseitigung des bolschewistischen Gedankens zur Folge haben.

Vieles, sehr vieles, ja das meiste ist in dieser Hinsicht schon erreicht. Fast in allen Ländern sehen wir frühere Arbeiter auf einflußreichen Ministerposten, in den Parlamenten oder in hervorragenden Ämtern tätig. Was uns noch zu tun übrig bleibt, kann nur geschehen, wenn die Arbeiterschaft den guten Willen zeigt, an der Erreichung dieses größten bürgerlichen Ideals mitzuwirken. Alles kann auf dem Wege der Gesetzgebung erreicht werden. Alles hängt aber auch davon ab, ob in den nächsten Jahren gearbeitet wird oder nicht.

* * *

Was tun nun die Bolschewisten angesichts dieser ebenso großen wie schwierigen Staatsaufgabe?

Sie zersplittern die Kräfte des Proletariats. Sie schaffen unüberbrückbare Gegensätze zwischen den Proletariern selbst. Sie provozieren die Streiks und helfen so die Produktion vermindern, entfernen also die Arbeiter von dem Ziele eines Lebensstandards auf der Basis wirtschaftlicher Gleichberechtigung.

Sie wollen das, was auf gesetzlichem Wege erreicht werden kann, mit Feuer und Blut erzwingen. Sie wollen also, daß die Proletarier sich gegenseitig totschießen, damit die Bolschewistenhäupter zur Herrschaft gelangen.

Sie wollen die Erneuerung der Welt auf Klassenherrschaft aufbauen; also das alte System wieder einführen, das durch die große französische Revolution vernichtet worden ist. Sie wollen durch die bewaffnete Hilfe einer durch eitle Versprechungen betörten proletarischen Minderheit gewaltsam die mili-

tärische Diktatur an sich reißen. Sie sind also Kinder des Militarismus.

Sie versprechen der Menschheit den ewigen Frieden und die Abkehr von den Methoden der Gewalt; aber sie erklären: die Besserung der Lebenshaltung müsse im Straßenkampf erfochten werden. Und sie führen ihre törichten Anhänger auf die Schlachtbank und bleiben selbst weit vom Schuß.

Feiglinge sind sie; denn in der Stunde der Not und Gefahr verlassen sie ihre Leute, wie Bela Kun und Genossen es beispielsweise taten.

Diebe sind sie am Schweize der Arbeiter; denn sie bewilligen sich Riesengehälter, bewohnen die Paläste der Reichen und wenn sie verschwinden, vergessen sie niemals sich die Koffer vollzustopfen mit Geld und Wertpapieren.

Betrüger seid ihr! Oder sagt uns doch, wie es möglich ist, daß ihr aus armen Schludern millionenreiche „Volksbeauftragte“ werdet? Sagt uns mal, wer eurem Genossen Bela Kun vier Millionen Kronen schenkte, die er auf der Flucht mit sich nahm?

Volksbeauftragte nennt ihr euch? Aus welchen Wahlen ging denn der Auftrag hervor, den euch das Volk erteilte? Seid ihr nicht vielmehr ängstlich bemüht, alle Wahlen zu hintertreiben? Sagt uns doch, warum Trotzki und Lenin keine verfassunggebende Nationalversammlung einberufen wollen?

Diktatur des Proletariats! Habt ihr euch schon geprüft, ob ihr auch die geistige und moralische Befähigung habt zu Diktatoren? Aber ihr seid geistige Reaktionäre, denn sonst mühtet ihr wissen, daß die Diktatur ein längst überwundener Standpunkt ist; daß die Diktatur einer bestimmten Gesellschaftsklasse schreiende Ungerechtigkeit wäre, weil jedem Bürger das Recht der Beteiligung an den Staatsgeschäften zusteht. Ihr mühtet wissen, daß die Diktatur auch bei noch so langer Dauer nur eine vorübergehende Staatsform sein kann, daß bei Wiederherstellung der Gewissensfreiheit doch wieder eine Koalitionsregierung zustande käme. Also, warum wollt ihr Arbeiterblut vergießen zur Aufrichtung einer Klassendiktatur, da diese Diktatur ja doch nur vorübergehend wäre?

Sowohl, ich wiederhole es: Reaktionäre seid ihr, Rück-
schrittler, unwissende Demagogen. Entweder gehorcht euer
Geist eurem guten Willen nicht, dann seid ihr dumm und
beschränkt, — oder euer Wille gehorcht der besseren Einsicht
nicht — und dann seid ihr Verbrecher. Habt ihr denn nicht
beobachtet, daß alle Revolutionen zunächst eine jahrlange
Periode konservativer Reaktion zur Folge hatten? Und
daß in weniger Zeit als notwendig war zur Aufrich-
tung der Revolution, zur Ueberwindung ihrer Irrtümer
und zur geistigen Besiegung der Reaktion, die Einführung
der Freiheit auf unblutigem, geseglichem Wege
möglich gewesen wäre?

Wo ist also euer ehrlicher Wille, an der Besser-
stellung der Proletarier mitzuwirken, da ihr doch die Ab-
sicht bekundet, die Proletarier (angeblich eure Brüder) im
Straßenkampf verbluten zu lassen?

Ihr wollt den Streik der Bergarbeiter, obgleich ihr
wißt, daß alle Lebensmittel und Bedarfsartikel im Preise
steigen müssen, wenn Eisen und Kohle teuer werden. Also
wollt ihr Fortdauer der Teuerung und die Not des Arbeit-
ers, indem ihr den wirtschaftlichen Ausgleich sabotiert.

Ihr könnt das Wohl des Arbeiters nicht lieben, weil
ihr ihm teuflische Ratschläge einflüstert, die seinen eigenen
Untergang bezwecken. Ihr liebet nur euren Geldbeutel und
die Befriedigung eurer Herrschsucht.

Ihr redet soviel von offener Gewalt. Aber wahrlich
prophezeie ich euch: Wer das Schwert ergreift, kommt durch
das Schwert um.

* * *

Die dunklen Gestalten, die allenthalben unter den Ar-
beitern für bolschewistische Ziele agitieren, handeln also
nur in ihrem persönlichen Interesse. Auf Trümmern und
Leichen wollen sie eine korrupte Herrschaft aufrichten. Der
wirtschaftliche Ausgleich, der allein das Heil bringen
kann, soll hintertrieben, die Wirtschaftskrise ins Unmögliche
gesteigert werden. Dadurch wollen die bolschewistischen
Chefs, die es durch ehrliches Streben zu nichts bringen
können, eine derart unzufriedene Atmosphäre schaffen, daß
diese sich unter dem wachsenden Druck einen gewaltsamen

Ausweg sucht. Wenn dann endlich dieser Zeitpunkt eingetreten, so ist für die bolschewistischen Führer die heiß-ersehnte Gelegenheit gekommen, im Trüben zu fischen.

Zusammenfassend ist festzustellen: Die letzte restlose Garantie für absolute politisch-soziale Gleichberechtigung ist unaufhaltbar; sie kann und soll auf dem Wege der Gesetzgebung erreicht werden, und zwar im Rahmen der bestehenden Ordnung, die das Recht der Arbeit, das durch Arbeit erworbene Eigentum, das Leben, die Gesundheit und Freiheit der Bürger schützt. Die wirtschaftliche Gleichberechtigung besteht in einem gesunden Ausgleich, der allen Arbeitern, die wirklich arbeiten, erlaubt, ihren Kindern diejenige Erziehung angedeihen zu lassen, die sie selbst wünschen, und daneben die heiteren und sorgenlosen Seiten des Daseins kennen zu lernen. Auch diese gerechte Forderung ist auf dem besten Wege erfüllt zu werden. Die westeuropäischen und amerikanischen Arbeiter haben heute den Achtstundentag, während hingegen im bolschewistischen Rußland wieder der Zwölfstundentag eingeführt wurde. Natürlich ist vorauszuschicken, daß durch den Krieg das Wirtschaftsleben der Völker auf den Kopf gestellt worden ist, und daß es mithin eines gewissen Zeitraumes bedarf, um den wirtschaftlichen Ausgleich herbeizuführen. Angeichts der gemeinsamen Pflicht, die darin besteht, mit vereinten Kräften auf den wirtschaftlichen Ausgleich hinzuwirken, treiben gewissenlose Aufwiegler eine teuflische Hezke, die den Zusammenbruch des Weltwirtschaftslebens bezweckt. Diese politischen Freibeuter, die sich Bolschewisten nennen, widersprechen sich in ihren Reden und Handlungen. Sie suchen die gegenwärtige Weltlage auszunutzen, indem sie die drohende, aber bei gutem Willen noch leicht abwendbare, durch Arbeit und Einschränkung zu umgehende Wirtschaftskrise herbeizuführen trachten, um im Durch-einander des Zusammenbruchs die Führung an sich zu reißen, die sie nur zur Füllung ihres Geldbeutels benutzen. Dies nennen sie dann die „Diktatur des Proletariats“. Sie sind nicht im Besitz der politisch-volkswirtschaftlichen Kenntnisse, die erforderlich wären, um die Welt aus dem von ihnen geschaffenen Chaos zu retten. Ohnmächtig gegenüber dieser gewaltigen Aufgabe verlassen sie

feige ihre Posten unter Mitnahme von Staatsgeldern. Die russischen Bolschewisten suchen das Heil in der brutalsten Anwendung der militärischen Diktatorialgewalt; sie weigern sich, die verfassunggebende Nationalversammlung einzuberufen, die als den Willen des gesamten Volkes darstellend allein berechtigt wäre, die Regierungsform zu konstituieren.

Die Einsetzung der bolschewistischen Diktatur in Westeuropa oder Amerika müßte notwendig den Bürgerkrieg nach sich ziehen; denn keine Gesellschaftsklasse und kein Stand könnte und würde die Mißachtung seiner vitalsten Interessen und seiner politisch-wirtschaftlichen Gleichberechtigung tatenlos geschehen lassen. Der Bürgerkrieg bedeutet aber ebenso wie der gewaltsame Umsturz die Zerstörung von zahllosen Kulturwerten und die Einschränkung, ja Einstellung der Produktion; mithin eine weitere ungeheure Preissteigerung bei gleichzeitigem Sinken des Geldwertes. Ferner aber die Gefährdung von Leben und Gesundheit der Proletarier, denn diese sind es ausschließlich, die so dumm wären, sich mit Maschinengewehren und Handgranaten zu bekämpfen.

Das Resultat des Bolschewismus ist also: Tod oder Verstümmelung unzähliger Proletarier durch Bürgerkrieg; vollständiger wirtschaftlicher Zusammenbruch; namenloses Elend der Massen; Flucht der lachenden Bolschewisten, die sich unter Mitnahme eines strogenden Geldbeutels der Verantwortung entziehen.



Wie ich unter die Bolschewisten geriet.

Die dunkle Gewalt des Schicksals, die über jedem Menschenleben waltet, hatte mich während des Krieges durch aller Herren Länder gewirbelt und zuletzt nach Deutschland geworfen.

Einer Meute hungriger Wölfe gleich, stürzte sich die politische Polizei des Kaisers auf meine Fährte und verfolgte mich bis an die galizische Grenze. Um ihr zu entgehen, ging ich nach Krakau und geriet dadurch erst richtig aus dem Regen in die Traufe. Wegen Spionageverdacht eingekerkert zu Wien, schlug für mich die Stunde der Befreiung erst beim Waffenstillstand.

Ich wurde am 8. November 1918 hilflos auf das Wiener Straßenpflaster geworfen. Meine Habseligkeiten und mein Geld waren bei der Verhaftung in Krakau beschlagnahmt worden. Im Gefängnis hatten die Schwerverbrecher, mit denen ich anfangs zusammengeschlossen war, mir auch noch meinen Anzug gestohlen. Und so stand ich da inmitten der Wiener Hungersnot. Durch die zerlöchernten österreichischen Uniformstücke, die mir der Kerkermeister aus Mitleid gegeben hatte, pfiß der eisigkalte Novemberwind. In meinen zerrissenen Taschen fand sich auch nicht eine einzige armselige Papierkrone, für die ich mir so gerne zwei dampfende Kastanien gekauft hätte.

Unter unerhörtem Hungern und allerhand Abenteuer gelang es mir dennoch, mich bis Luxemburg durchzuschlagen. Aber ich bin elternlos; und in dem Jubel über die endliche Befreiung vom preußischen Joch vergaß die Heimat ihre Söhne, die mehr als alle anderen für sie gelitten hatten. Als ein Stiefkind der Heimat konnte ich nicht dablei-

ben, mußte wetterwandern; nicht Raft, noch Ruh', noch Erholung von den unsäglichen körperlichen und seelischen Leiden einer langen und strengen Kerkerhaft war mir vergönnt gewesen.

Und als ein Heimatloser stand ich eines Morgens im Januar 1919 in den Straßen der schlesischen Provinzhauptstadt Breslau (Deutschland). Es schneite in dichten Flocken, der Wind fegte den Schnee von den Dächern, ihn durch die Straßen wirbelnd, und dabei herrschte grimmige Kälte.

Ich war von Berlin gekommen, wo ich den Sturm auf das Polizeipräsidium am Alexanderplatz hatte erleben müssen. „Unter den Linden“ hatten die Maschinengewehr- kugeln der Dachschießen um meinen Kopf gepfiffen. Heilfroh war ich, dem dräuenden Hexenkessel glücklich wieder entronnen zu sein.

Aber in Breslau war meine Lage außerordentlich unangenehm. Eigentlich hatte ich nach Oberschlesien fahren wollen, um in Königshütte meine frühere Stelle als Chefredakteur des „Oberschlesischen Kurier“ wieder anzutreten. Wegen des Aufstandes dort wurden aber keine Reisenden nach Oberschlesien durchgelassen. Die Reichsregierung befürchtete den weiteren Zuzug von Bolschewisten ins Aufstandsgebiet. Die Ernährungsverhältnisse in Breslau waren sehr übel. Für fünf Mark bekam man in den Gasthäusern einen Teller voll Kohl oder Wasserrüben mit einer Pellkartoffel dazu. Meine ganze Barschaft betrug nach Abzug der Kosten für ein Telegramm nach Königshütte noch etwa 3 Mark.

Was sollte ich jetzt beginnen? Schlafen konnte man schließlich im Bahnhof, unter allerhand Gesindel, das sich Tag und Nacht dort umhertrieb. Bald aber würde ich gezwungen sein, die letzte Papiermark auszugeben, und dann mußte ich dem erbarmungslosen Hungergespenst ins bleiche Antlitz blicken. An Arbeit war in Breslau nicht zu denken; so gerne ich auch auf der Straße Schnee geschaufelt hätte, um wenigstens noch für einige Tage mein Leben zu fristen. Bei meiner Ankunft in der Stadt bewegte sich ein endloser Zug von Arbeitslosen: Matrosen, Soldaten und Zivilisten, durch die Straßen. Die Menge trug große Pappschilde, auf denen Aufschriften zu lesen waren wie die folgenden:

„Gebt uns Arbeit und Brot! — Hunger ist Bolschewismus! — Rettet unsere Frauen und Kinder!“ Dieser traurige Zug belehrte mich über die Ausichten, die etwa ein Arbeitsuchender in Breslau haben würde.

In meiner großen und fast hoffnungslosen Not bemühte sich die Verzweiflung dennoch vergebens, von meinem Herzen Besitz zu ergreifen. Im Militärgefängnis zu Wien, unter unerhörten Hungerqualen und der Aussicht auf den sicheren Tod, hatte sich mein unverwüstlicher Optimismus aufrecht erhalten. Sollte ich da jetzt unter der Schwere meines Schicksals zusammenbrechen, nachdem doch der elende Alpdruck des Gefangenseins von meiner Brust genommen war? Nein, niemals! Solange der Mensch noch atmen kann, soll er nicht verzagen!

In recht unangenehme Gedanken versunken, schlenderte ich einige Male langsam vom Hauptbahnhof zur Liebigshöhe, am alten Oberkanal, und zurück. Es war an einem Sonntagmorgen; der 19. Januar 1919.

An den Straßenecken und Vitrinfassaden erregten schließlich große grellfarbige Plakate mit riesigen Lettern meine Aufmerksamkeit.

„Rettet die Heimat!“ las ich. „Auf ins ‚Freikorps Schlesien‘! Gediente Männer aller Waffengattungen, meldet Euch freiwillig zum Schutz der Heimat gegen das räuberische Polen!“

Zahllose Uniformen mit gelben, weißen und roten Abzeichen drängten sich durch das Menschengewühl der Straßen. Offiziere sah ich gar nicht. Umsomehr aber gemeine Soldaten mit allerhand stark auffälligen Streifen und Bändern an Ärmel oder Mütze; mit siegesstolzen herausfordernden Mienen und dicken Zigarren, die meisten irgend ein Mädchen an ihrer Seite. Das waren die Herren vom sogenannten Soldatenrat. Diese beherrschten das Straßensbild vollständig.

Endlich schloß ich mich einem Strom von Zivilisten und Soldaten an, die einem großen Barakkenbau in unmittelbarer Nähe des Bahnhofs zustrebten. Ich ging hinein, als Ausweis den Militärfahrschein vorzeigend, den ich in jenen Tagen des wildesten Durcheinander auf irgend eine Angabe hin von der Bahnhofskommandantur Berlin-Charlotten-

burg bekommen hatte. Auf Grund dieses Fahrscheins hielt mich der Posten, der am Eingang des Schuppens stand, für einen heimkehrenden demobilisierten Soldaten und ließ mich ungehindert passieren.

Der rohgezimmerte Bau wimmelte von Soldaten; sie aßen und rauchten und führten eine lärmvolle Unterhaltung über ihre jüngsten Erlebnisse. Für ein paar Pfennige gab es hier ein erstaunlich gutes Essen, aber nur gegen Vorzeigen irgend eines Militärausweises. Als solcher galt mein Fahrschein mit dem Stempel der Charlottenburger Bahnhofskommandantur.

Zum erstenmal seit zwei oder drei Wochen aß ich mich wieder ausgiebig satt: Nudeln mit Fleisch, dazu Kommisbrot mit Schmalzaufstrich und Wurst. Alles für 65 Pfennige. Der Breslauer Bezirkssoldatenrat, der diese Speisung organisiert hatte, mußte ungeheure Summen zulegen. Die Einrichtung war eigentlich nur getroffen für durchreisende Soldaten. Natürlich machten aber auch zahllose andere Gebrauch davon, sodaß die Kosten ins Riesenhafte wuchsen.

Als wir gegessen hatten, stieg ein älterer Unteroffizier auf eine Bank und begann vom Krieg gegen Polen zu erzählen. Die Polen seien wenig oder gar nicht militärisch ausgebildet, feige u. dumm; ein Deutscher brauche sich vor 10 Polen nicht zu fürchten. Die Unterkunft und Verpflegung der deutschen Grenzschutzsoldaten sei ausgezeichnet, alle Wochen gebe es Tanzvergnügen usw. Ich merkte, daß der Mann ein bezahlter Werber war.

Die Soldaten tauschten nun allerhand Bemerkungen aus über das Für und Wider des deutschen „Grenzschutzes“, dem die Aufgabe zufiel, die deutsche Ostgrenze gegen den Einbruch der Polen zu schützen. Die meisten sprachen in wenig gewählten Worten von dem „verdammten Schweindel“, der ja doch zu nichts nütze sei. Nachher würden die Friedensbedingungen eben so lauten und nicht anders, und dann müsse man die verteidigten Gebiete ja doch an die Polen herausgeben. Der ganze Grenzschutz tauge überhaupt nichts, die Soldatenräte seien Schlappschwänze. Einige aber, die beim Grenzschutz dabei waren, verteidigten ihren Soldatenrat: die Offiziere hätten überhaupt nichts mehr zu sagen, und die verdammten Bauern würden ganz ordent-

lich gerupft. Es sei zurzeit nirgends lustiger als beim Grenzschutz.

So gingen die Meinungen hin und her. Ich entnahm aus all den Reden, daß der Grenzschutz eine wenig disziplinierte Truppe war. Auffällig war es, daß die Leute, die zu Hause Aussicht auf ein Fortkommen hatten, nicht im entferntesten daran dachten, in den Grenzschutz einzutreten, trotz aller Versprechungen auf den Werbeplakaten: Mobile Löhnung (1 Mark täglich) und Verpflegung, gute Kleidung und Unterkunft, wenig Dienst und eine tägliche „Grenzschutz-Zulage“ von 5 Mark.

Ich blieb bis zum Abend in der Kantine, wo es wenigstens warm war, und machte dort die Bekanntschaft eines jungen Soldaten aus Halle a. d. S., der in Breslau demobilisiert worden war und die Absicht hatte, sich zum Grenzschutz zu melden. Wie ich war er elternlos und ohne Stellung und sah im Beitritt zum Grenzschutz seine einzige Rettung. Ich gab mich natürlich für einen Deutschen aus; denn anders hätte ich ihm die Tatsache nicht erklären können, daß ich im Besitz eines Militärfahrscheins war. Er suchte mich zu bereden, ich möchte mich mit ihm zum Grenzschutz melden, er wolle treue Kameradschaft mit mir halten.

Nachts schliefen wir im Bahnhof, und ich überlegte mir die Sache. Beim Grenzschutz wurden nur g e d i e n t e Leute angenommen, so stand ausdrücklich auf den Plakaten. Ich kannte das Waffenhandwerk nicht und war zudem kein Deutscher. Wenn ich meine Nationalität angab, wurde ich zurückgewiesen. Was anders aber konnte ich unternehmen, um mich aus meiner üblen Lage zu befreien? Wie für viele war auch für mich der Grenzschutz die einzige noch offenstehende Möglichkeit.

Allerdings war meine Lage auch dann nicht rosig, wenn ich dem Grenzschutz angehörte. Ich mußte meine Nationalität verschweigen, mich als gedienten Soldaten ausgeben, das Regiment nennen, bei welchem ich angeblich gedient hatte, die Gefechte, bei denen ich mitgewirkt und dergleichen mehr. Nahm man mich auf Grund meines Militärfahrscheins auch wirklich an, so mußte ich darauf gefaßt sein, daß man bei dem Regiment, das ich nennen würde, Nach-

forschungen anstellte und der ganze Schwindel ans Tageslicht kam. Und das konnte dann äußerst gefährlich werden.

Allein was wagt man nicht um sein Leben zu retten? Ummählich, bei längerem Grübeln, erschien mir die Sache weniger schlimm. Ich konnte ja ruhig das Infanterieregiment Nr. 13 (Garnison Münster-Westfalen) als Stammtruppenteil angeben. Von diesem Regimente wußte ich zuverlässig, das es nach der ersten Marneschlacht (September 1914) im Verbands des 7. Armeekorps die deutsche Nachhut deckte, wobei der größte Teil der Truppen in französische Gefangenschaft geriet. Nannte ich dieses Regiment, so ergab sich die Annahme von selbst, ich sei aus französischer Gefangenschaft entflohen. Auf diese Weise hatte ich auch die wenigsten Scherereien mit der Stammrolle, da ich so als nur wenige Wochen in der Front gewesen galt. Bei nächster Gelegenheit wollte ich dann zu den Polen übergehen, um alle bösen Folgen zu vermeiden, die unabwieslich schon daraus entstehen mußten, daß ich, als Luxemburger, vom militärischen Dienst keine blasse Ahnung hatte.

Bei Tagesanbruch hatte ich mich zu dem festen Entschlusse durchgerungen, mich sogleich zum Grenzschutz zu melden und unter allen Umständen über die polnische Linie zu gehen. In der Not frißt der Teufel Fliegen!

Nach dem Frühstück in der Kantine ging ich mit dem Hallenser zur Kaserne des 11. Infanterieregiments („Elferkaserne“). Dort wurden wir aber von dem diensttuenden Feldwebel abgewiesen mit den Worten: „Herrschaften, ihr habt ja keine Papiere!“ Der zufällig anwesende Vorsitzende des Regimentsoldatenrats schickte uns zur Zentralwerbestelle in der alten Getreidemarkthalle am Lessingplatz. Bei unserer Ankunft dort wimmelte es von Freiwilligen, die sich melden wollten. Die Werber, Soldatenratsmitglieder, saßen an verschiedenen Tischen, je zwei für eine Abteilung: Artillerie, Infanterie, Maschinengewehrschützen (M.-G.-Schützen genannt), Pioniere usw. Es war auch eine Abteilung für ungediente Mannschaften vorhanden. Das ließ mich einen Augenblick zögern; sollte ich mich nicht lieber dort melden? Aber dann mußte ich möglicherweise monatelang in irgend einer schmutzigen, stinkenden Kaserne Breslau liegen, bevor ich an die Front kam!

Und die militärische Ausbildung war auch kein Spaß. Entscheidend fiel aber in die Waagschale, daß ich die Absicht hatte, sobald als möglich zu den Polen überzulaufen; denn mit jedem Tag, den ich beim Grenzschutz verbrachte, wuchs die Gefahr der Entdeckung.

Nach außen hin voll Ruhe und selbstverständlicher Sicherheit, innerlich aber voll banger Zerrissenheit, trat ich entschlossen an den Werbetisch heran: Abteilung für Infanterie.

Zwischen dem Mitglied des Soldatenrats und meiner Wenigkeit entwickelte sich nun folgendes Zwiegespräch:

„Haben Sie Militärpapiere?“

„Ich habe nur einen Fahrschein der Bahnhofskommandantur Charlottenburg.“

„Das genügt mir vollständig. Aber es ist kein Dienstgrad verzeichnet.“

„Ich bin gewöhnlicher Infanterist.“

„Unterschreiben Sie vorläufig den Verpflichtungsschein; der Truppenteil wird später Ihren Militärpaß beim Regiment anfordern, bei dem Sie gedient haben.“

Als Geburtsort gab ich *Delde* in Westfalen an; dort hatte ich drei Jahre gewohnt.

Ohne Schwanken unterschrieb ich dann den Schein, der mich zu dreimonatigem Ausharren beim Grenzschutz verpflichtete.

Im Herzen froh, allen weiteren Formalitäten entgangen zu sein, las ich jetzt erst die Bedingungen auf dem Werbeformular. Demnach verpflichtete sich die deutsche Reichsregierung zunächst mir eine nagelneue Uniform auszuhandigen nebst neuer kompletter Equipierung: Stiefel, Schnürschuhe, Wäsche, wollene Unterkleider, Strümpfe, Decken und Zeltbahn, sowie einen Mantel; dazu für Patrouillengänge und Vorpostendienst im Schnee auch einen weißen Pelzmantel aus gewendeten Schafsfellen. Außerdem hatte ich Recht auf 50 Mark Handgeld gleich bei der Einkleidung; weiter versprach der Verpflichtungsschein eine tägliche Freiwilligenzulage von 5 Mark (nebst der Löhnung, 1 Mark pro Tag), gute Verpflegung und geheizte Winterquartiere. Der Beitritt galt vorläufig für drei

Monate. Vierzehn Tage vor Austritt mußte ich kündigen, sonst lief der Vertrag stillschweigend weitere drei Monate. Wer vor Ablauf seiner Verpflichtung den Grenzschutz verließ, sollte als fahnenflüchtig gelten. Diese Drohung blieb jedoch wirkungslos; täglich liefen Grenzschutzsoldaten von ihrem Truppenteil davon, die Regierung war aber nicht imstande, etwas gegen diese Leute zu unternehmen, sowohl wegen des schlecht funktionierenden Polizeidienstes als auch deshalb, weil sie die Macht noch nicht überall und durchaus nicht fest in Händen hatte.

Meinerseits verpflichtete ich mich „durch Namensunterschrift an Eidesstatt, zu eiserner Manneszucht, Achtung der Offiziere und sonstigen Vorgesetzten und unbedingtem Gehorsam“. Erfüllte ich eine dieser Bedingungen nicht, so konnte ich aus dem Grenzschutz entlassen werden und verlor alle Ansprüche, die mir aus meiner Dienstzeit erwachsen. Hartete ich jedoch getreulich aus 3 Monate lang, so erhielt ich als besonderen Lohn 300 Mark „Treugeld“ und einen „Treuschein“, auf Grund dessen ich eine private oder staatliche Anstellung erhalten mußte, die meinen Fähigkeiten entsprach.

Auf der Westendkaserne, am äußersten Ende der Stadt in der Nähe des Güterbahnhofs, präsentierte ich eine Bescheinigung des Werbebüros, worin bestätigt war, daß ich beim Grenzschutz verpflichtet sei; worauf man mir auf der Schreibstube 50 Mark Handgeld aushändigte und mich anheimstellte, bis zum Abgang des nächsten Truppentransports entweder auswärts zu wohnen oder mich in der Kaserne ein freistehendes Bett zu suchen: ganz wie ich wollte.

Ueber diese höfliche Redensweise war ich ganz verwundert; fast schien mir, als müßten die Wände staunen über diese sanften Töne, die vordem in einer preussischen Kaserne wohl nie gehört worden waren. Das hatte die Niederlage zustande gebracht, die dem forschen Preußentum endlich einmal einen starken Dämpfer aufsetzte.

In der Friedrich-Karlschule, im Zentrum der Stadt, wurde ich mit einigen hundert andern Freiwilligen eingeleidet. Nachdem ich den feldgrauen Rock des gestürzten Wilhelm von Hohenzollern angezogen und den Bauchriemen mit der zynischen Aufschrift „Gott mit uns“

umgeschmalt hatte, betrachtete ich in einem Schaufenster mein Spiegelbild. Unwillkürlich mußte ich laut auflachen. Denn ich paßte so garnicht in diese Uniform hinein. Nicht etwa, daß sie zu enge oder zu groß gewesen wäre, sie saß im Gegenteil wie angegossen; aber mein Gesicht paßte nicht dazu. Zur Uniform des deutschen Soldaten gehört unzertrennlich ein Teutonenschädel, wie der Kopf zum vollkommenen Menschen unentbehrlich ist. Jeder Nichtdeutsche mußte in dem entehrten Kleide des Kaisers unbedingt komisch wirken. Es dauerte lange, bis ich mich an das Tragen dieser Uniform gewöhnen konnte.

Am 20. Januar hatte ich mich gemeldet; und am Donnerstag, den 23., kamen wir „auf Transport“. Unser Zug war etwa 700 Mann stark.

Die Fahrt ging nach Juliusburg bei Dels, wo die Kadres des bereits einmal demobilisierten Grenadierregiments Nr. 7 König Wilhelm I. (2. Westpreußisches) neu aufgestellt waren. Von hier lag die Front noch etwa 20 Kilometer entfernt; die polnische Artillerie sandte ab und zu wirkungsloses Streufeuer herüber.

Wenn ich bis dahin die Elemente, die sich zum Grenzschutz meldeten, noch für halbwegs anständige Leute gehalten hatte, so belehrte mich die unverhältnismäßig lange Fahrt im dichtbesetzten Transportzug eines andern. Viele hatten den Einmarsch in Belgien mitgemacht. Aus diesem gewiß authentischen Munde erhielt ich ein wahrheitsgetreues Zeugnis von den deutschen Grausamkeiten in diesem unglücklichen Lande. Die Soldaten unterhielten sich auf der Fahrt, indem sie sich unter zynischem Lachen die Greuelthaten, Diebstähle und Räubereien erzählten, die sie in Belgien auf Befehl ihrer Offiziere begangen hatten. Wenn sie jetzt nach Polen kämen, wollten sie es noch toller machen, sagten sie. Denn jetzt brauche man auf die elenden Panjes (deutscher Schimpfname für die Polen) keine Rücksichten mehr zu nehmen.

Im militärischen Sinne bestand der Grenzschutz aus zahlreichen selbständigen Formationen von Freischaren, deren größte das „Freikorps Schlesien“ war. Der schlesische Grenzschutz war dem 6. (Breslauer) Generalkommando unterstellt, operierte aber im Verbande der Heeresgruppe

Süd. Das Freikorps Schlesien bestand aus der 9. Infanterie-Division: Infanterieregimenter Nr. 7 (Grenadiere), 136 und 106 und Fußartillerie-Regiment Nr. 14; Kommandeur der 9. J.-D. war General von Weber, dessen Generalstabschef Generalmajor Graf von Waldersee. Die Effectivbestände des gesamten Freikorps gingen nie über 6000 Mann hinaus. Als besonderes Abzeichen trugen wir gelbweiße Schleife am linken Mützenband.

In den Dörfern Juliusburg (Dorf mit Stadtcharakter), Strehlitz, Gutwohne und Latschine standen die Kadres des 7. Grenadierregiments, die noch aufgefüllt werden mußten, bevor das Regiment als gefechtsstüchtig an die Front gehen konnte. Regimentskommandeur war ein Major Freiherr von Aman, dessen Adjutant Lieutenant Kießling. Das Regiment bestand aus nur 2 Bataillonen (statt drei): 2. Bataillon Kommandeur Major Cleve; Füßler- (F-) Bataillon Kommandeur Hauptmann von Zerbondi Spojetti.

2. Bataillon: 5., 6. und 7. Kompagnie und 2. M. G. K. (Maschinengewehrkompanie); F-Bataillon: 9., 10. und 11. Kompagnie und 3. M. G. K.

Natürlich war der Grenzschutz Regierungstruppe. Löhnung, Kleidung und Verpflegung wurden durch das Berliner Kriegsministerium gewährleistet, die Gelder zur Auszahlung des Soldes kamen von der Reichshauptbankkasse in Berlin, die Kleidung aus den Breslauer Depots, Kohle und Nahrungsmittel aus den Proviantämtern. Für die 9. J.-D. war das Proviantamt Dels zuständig. Das Requirieren war den Truppen strengstens untersagt, solange sie auf deutschem Gebiete standen.

Das Kommando über die Grenzschutztruppen führten im Einvernehmen mit dem Soldatenrat die von Soldaten gewählten, durch die Regierung bestätigten Offiziere; diesen war es gestattet, ihre früheren Rangabzeichen weiter zu tragen.

Der Soldatenrat besaß um jene Zeit, zwei Monate nach Ausbruch der sogenannten Revolution, eine entscheidende Macht. Seine Einrichtung war folgende.

Zunächst hielt jede Kompagnie eine Versammlung ab, worin aus den Reihen der Unteroffiziere und Mannschaften

von den Soldaten selbst Kandidaten aufgestellt wurden. Hierauf fand für jede Kompagnie getrennt die Wahl statt. Wahlberechtigt und wahlfähig waren nur Unteroffiziere und Mannschaften; Offiziere waren gänzlich ausgeschlossen.

Die Wahlen selbst fanden durch direkte und geheime Stimmabgabe statt. Jeder Wähler schrieb die Namen der zwei Kandidaten, die er wählen wollte, auf den Stimmzettel. Wer die meisten Stimmen erhielt, war Vertrauensmann der Kompagnie, der nächstfolgende dessen Stellvertreter.

Der Kompagniesoldatenrat bestand mithin aus zwei Mann. Das machte für das Bataillon zu 4 Kompagnien 8 Mann. Diese acht wählten aus ihrer Mitte einen Vorsitzenden oder *Bataillonsobmann*, an dessen Stelle im Kompagniesoldatenrat kein Stellvertreter aufrückte. Für letzteren fand alsdann in der betreffenden Kompagnie eine neue Stellvertreterwahl statt. Mithin zählte der Bataillonssoldatenrat 9 Mann. Die 3 Bataillonsobleute (jedes Infanterieregiment hatte ordnungsgemäß 3 Bataillone) wählten unter sich den Vorsitzenden des Regimentssoldatenrats (*Regimentsobmann*), der wiederum im Bataillonssoldatenrat durch Neuwahl zu ersetzen war. Der Regimentssoldatenrat bestand also aus 28 Mann: 3 Bataillonsräte zu je 9 Mann macht 27, dazu ein Vorsitzender. Da das 7. Grenadierregiment nur 2 Bataillone zählte, umfaßte sein Soldatenrat 19 Mitglieder: $2 \times 9 + 1$ Regimentsobmann.

Die Regimentsobleute wählten den *Brigade-* bezw. *Divisionso*mann, die *Divisionso*bleute den *Korpsobmann* (*Vorsitzender des gesamten Armeekorps-Soldatenrats*). Die *Korpsobleute* versammelten sich zuweilen in Berlin und bildeten dann den sogenannten *Reichsoldatenrat*, der im revolutionären Deutschland die höchste militärische Instanz bildete.

Die Befugnisse der Soldatenräte waren unbegrenzt. Ein Soldatenratsmitglied konnte nicht einmal vom Kriegsminister abgesetzt werden, sondern nur von seiner vorgelegten Soldatenratsbehörde.

Der Soldatenrat galt in allen Fällen als letzte entscheidende Instanz. Kein *Divisions-*, *Regiments-* oder *Bataillonsbefehl* durfte ausgeführt, keine Strafe vollstreckt

werden, die nicht durch Gegenzeichnung des zuständigen Soldatenrats bestätigt war. Selbst im Gefecht waren die Maßnahmen der Truppenführer von der Genehmigung des Soldatenrats abhängig. Urlaub durfte ohne Bewilligung des S.-Rates nicht erteilt, Lebensmittel, Kohle, Beleuchtung, Kleider usw. nicht ausgegeben werden. Beförderungen, Absetzungen, Entlassungen waren ausschließlich Sache des Soldatenrats. Die Löhnungsfrage wurde vom Zentralsoldatenrat in Breslau geregelt nach Anhörung der Regimentsobleute. Die Soldatenräte hatten das alleinige Recht, Versammlungen einzuberufen.

Der Breslauer Korpsoldatenrat (Vorsitzender: Landsturmmann Bogt) nannte sich „Zentralsoldatenrat für die Provinz Schlesien“. Ihm unterstanden sämtliche Truppen, die sich auf schlesischem Gebiet befanden, auch der Grenzschutz und die 117. J.-D. in Oberschlesien. Dem Korpsobmann Bogt standen mehrere Soldatenratsmitglieder als Berater zur Seite. Bogt galt allgemein als ziemlich nachgiebig gegenüber dem kommandierenden General.

* * *

Am späten Abend des 23. Januar traf unser Transportzug im Bahnhof Juliusburg ein. Nach fast einstündigem Marsch durch hohen Schnee gelangten wir in den etwa 2 Kilometer entfernt liegenden Gutshof von Juliusburg. Der Transportführer, ein Unteroffizier vom Zentralsoldatenrat, gebot halt; und dann hielt jemand, den wir in der Dunkelheit nicht sehen konnten, eine Ansprache. Es war Major Cleve, der Kommandeur des 2. Bataillons. Seine Rede nahm ungefähr folgenden Verlauf:

„Die Sache fängt nicht schön an,“ begann der Major. Allgemeines Murren war die Antwort.

„Wenn ihr so fortfahren wollt, so geht lieber wieder nach Hause.“

Erneutes vernehmliches Knurren.

„Ich bitte mich zu Worte kommen zu lassen. Unser Regiment ist noch nicht gefechtsstark, wir müssen also hinter der Front bleiben, bis weitere Verstärkungen eingetroffen sind. Soldatenräte sind noch nicht vorhanden (starkes Murren); sie konnten bisher nicht gewählt werden, da die Kom-

pagnien meistens erst 5—8 Mann zählen. Der provisorische Regimentsobmann hat jedoch die Wahlen zum 26. Januar angelegt. Ich hoffe, daß ihr alle mit dem Willen hierher gekommen seid, uns zu helfen, daß wir die Polen von unserm heimatlichen Boden verjagen können.“

Ein Teil unseres Ersazes marschierte noch am Abend nach dem 7 Kilometer entfernten Gutwohne, wo das F-Bataillon aufgestellt war und der Regimentsstab lag. Eine kleinere Kolonne ging nach dem benachbarten Strehlig, wo die 5. Kompagnie lag. Ich blieb mit einigen hundert andern in Juliusburg; hier standen die 6. und 7. Kompagnie und die 2. M. G. K., das Stabsquartier des 2. Bataillons und das Bataillonsgeschäftszimmer.

Mit 7 Kameraden kam ich zum Kleinbauern Jentsch in Quartier. Dieser empfing uns nicht eben freundlich, wegen des schlechten Rufes, in dem die Grenzschutztruppen standen. Jedoch bewirtete uns die Bäuerin mit heißem Kaffee und Butterbrot.

Auf dem Boden des Zimmers, das uns angewiesen wurde, lag eine Schütte Stroh; in einer Ecke stand ein ziemlich kleines und schmales Bett, das der älteste von uns benutzte. Ich für meinen Teil dankte bestens dafür; ich hatte große Angst vor Ungeziefer, und die Unreinlichkeit der östlichen Grenzbewohner war sprichwörtlich.

Wir hingegen machten es uns im Stroh bequem, auf dem Fußboden liegend und fest in Decken gewickelt. Die ganze Nacht klapperten mir die Zähne vor Frost. Draußen unter dem sternfunkelnden Himmel herrschten mindestens 20° unter Null.

Wir gehörten zur 6. Kompagnie. Freitags Morgens 9 Uhr war „Antreten“ vor der Dorfschmiede. Es war ein Hundewetter; Flocke um Flocke wirbelte auf die tiefverschneite Erde herab. Der „Etatsmäßige“ (Kompagniefeldwebel, von den Soldaten gemeinhin „Spieß“*) genannt) erschien, notierte die Kompagniestärke, zählte die „Abkommandierten“ (Schreiber, Handwerker, Köche, Ordnonnzen

*) Hier die gebräuchlichsten deutschen Soldatenausdrücke: Der Alte = Kompagnieführer (Hauptmann); Spieß = Feldwebel; Spinner = Unteroffizier; = Schnäbser = Offizier; Kuli = in der Küche beschäftigter Soldat; Abhauen = sich aus dem Staube machen; Drahtverhau = Dörrgemüse; Drahtverhau mit Sperrfeuer und Lord Ritzener dazu = Dörrgemüse mit Pellkartoffeln und Hering.

usw.), teilte uns in Gruppen und Abteilungen und kommandierte dann:

„Stillgestanden!“

Das Kommando schlug wie ein Blitz in die Reihen. Fast hörbar pochte mein Herz, denn ich hatte von dienstlichen Dingen keine blasse Ahnung und fürchtete jeden Augenblick entdeckt zu werden. Die geringste falsche Bewegung konnte meine Unkenntnis verraten.

„Nicht' Euch!“

Die Doppelkolonne wand sich schlangenartig, bis sie als schnurgrade Linie da stand. Von rechts nahte Hauptmann Becker, unser Kompagnieführer.

„Augen rechts! Achtung! Augen — grade aus!“

Der Hauptmann stand vor uns, ein schlankgewachsener, glattrasierter Herr mit der strengen Miene eines Pietisten.

„Guten Morgen Kompagnie!“

„Guten Morgen Herr Hauptmann!“ war die gebrüllte Antwort.

„Herrrrrgott Kerl, setzen Sie Ihre Mütze mal richtig!“

Die schirmlose Feldmütze! Sie mußte nach Dienstvorschrift tief in der Stirn sitzen und so, daß die Kokarde in gleicher Linie mit der Nasenwurzel stand; was ich selbstverständlich nicht wußte.

Ich blinzelte verstohlen nach meinen beiden Nachbarn, um zu sehen, ob die Mütze des Feldwebels etwa für sie bestimmt war. Da traf mich aber schon das Donnerwort:

„Sie da, der mit der Brille!“

Nun wußte ich, daß es mir galt. Ich hatte die Kokarde natürlich auf dem linken Ohr sitzen. Ich zupfte etwas an der Mütze, brachte sie aber immer noch nicht in die richtige Lage.

„Immer noch nicht richtig!“

Jetzt sitzt die Kokarde auf dem rechten Ohr.

„Herrgott, verflucht,“ tobte der Feldwebel, „weiß der Kerl nicht mal mehr wie man eine preußische Feldmütze aufsetzt!“

Dieses mein erstes Erlebnis als Soldat erfüllte mich mit nicht gelindem Schrecken. Denn ich mußte mir sagen, daß die Sache erst dann recht heiter wurde, wenn ich nachher

Dienst mitmachen mußte, etwa schießen, „Griffe klopfen“, Exercieren usw.

Hauptmann Becker (aus Essen-Ruhr) richtete eine Ansprache an uns, in welcher er den Erwartungen Ausdruck verlieh, die er an unser Erscheinen knüpfte. „Ich hoffe,“ sagte er, „daß ihr alle den guten Willen mitgebracht habt.“

Nach der Rede des Hauptmanns erfolgte das Kommando „Wegtreten“, bei dessen Ausführung ich wieder durch linkisches Benehmen glänzte. Wir Soldaten erörterten unsere Eindrücke von dem „ganzen Mist“. Einstimmig wurde das Unbehagen laut wegen der schlechten ungeheizten Quartiere und dem fast feindseligen Benehmen der Einheimischen. Sodann wurden die Vorgesetzten kritisiert. Der Hauptmann scheinete auch noch einer „von der alten Sorte“ zu sein. Das müsse ihm noch ausgetrieben werden. Der „Spieß“ sei ein ganz verfl. . . . Hund. Aber man stehe ja erst am Anfang, der Soldatenrat werde hoffentlich noch dreinfahren.

Alle beglückwünschten mich wegen meiner „mutigen Haltung“ mit der Feldmütze. „Der dort hat nicht gefürchtet,“ sagten sie; „der hat dem Spieß gezeigt, daß der Kasernenschliff endgültig vorüber ist. Die Mütze darf heute jeder aufsetzen wie es ihm beliebt, das kann dem Spieß doch Schnuppe sein!“ Die guten Leute ahnten also nicht, daß ich aus Unkenntnis gehandelt, sondern schrieben mein Verhalten vielmehr einem revolutionären Geiste zu, den ich habe bezeigen wollen.

Nachmittags machte die Kompagnie einen kleinen Ausgang. Der Führer des ersten Zuges, Vizefeldwebel Sc i u f aus Beuthen D.-S., sondierte bei dieser Gelegenheit die Stimmung für die Soldatenratswahlen.

Offenbar war er dazu vom Hauptmann beauftragt worden; denn die Offiziere suchten die Leute nach Möglichkeit zu beeinflussen, damit die Wahlen nach ihren Wünschen ausfielen. Diese letztere Absicht mißlang bei der 6. Kompagnie vollständig. Es waren von Anfang an Elemente vorhanden, die es darauf abgesehen hatten, in den S.-Rat gewählt zu werden. Sie suchten ihre Zwecke zu erreichen, indem sie unter der Masse mit Schlagworten agitierten. Es ist dies das beste, und ein seit Anbeginn der Weltgeschichte erprobtes Mittel, zu Macht und Ansehen zu ge-

langen, auch ohne die erforderlichen Kenntnisse und Erfahrungen zu besitzen.

Die Menge ist denkfaul. Sie fühlt zwar, daß Mißstände walten, oder daß sie Bedürfnisse hat. Immer aber müssen einige weniger schwerfällige Köpfe kommen, um ihr genau zu sagen, was sie denn eigentlich wünscht und empfindet. Daraus entsteht eben die Prägung von Schlagworten, die urteilslosen Köpfen immer als das Heil erscheinen, mögen die Phrasen inwendig auch noch so hohl sein. Wer es am besten versteht, mit derartigen Redensarten um sich zu werfen, der gilt dann als der Erforene, der allein befähigt ist, Ordnung zu schaffen und alle „gerechten“ Ansprüche zu befriedigen.

Diese alte Erfahrung konnte ich wieder einmal bei den Grenzschutztruppen bestätigt finden. Es ist natürlich sehr leicht, einen allseitig empfundenen Uebelstand mit starken Worten zu geißeln und sich dabei als den Besserwissenden, Bessermögenden aufzuspielen. Um aber eine Sache wirklich besser zu machen, dazu gehört etwas mehr Verstand als nötig ist, um den Mund aufzureißen und zu schreien.

In der 6. Kompagnie waren es namentlich zwei Mann, die sich durch Heßreden auszeichneten: Paul Simon aus Breslau, 26 Jahre alt, und ein fünfzigjähriger Freiwilliger aus Brieg bei Oppeln, namens Richard Scholz. Letzterer konnte kaum seinen Namen schreiben.

Diese beiden wollten in den Soldatenrat gewählt werden und machten sich für ihre Pläne den Unmut zunutze, der durch die hundemäßigen Quartiere, die forsche Ansprache des Hauptmanns und den Vorfall mit der Feldmütze unter den Leuten entstanden war.

„Da seht ihr mal wieder,“ so sagten sie, „daß die doch nur den alten Schliff von Anno vierzehn wieder einführen wollen. Wer sich das gefallen läßt, ist ein erstklassiges Rindvieh.“ Oder: „Es ist die höchste Zeit, daß wir einen Soldatenrat bekommen. Hoffentlich wird der dafür sorgen, daß diese Schweine (gemeint waren die Offiziere) nicht allzu üppig werden.“ Und wieder: „Wenn wir im Soldatenrat wären, würden wir bei den Bauern requirieren lassen. Diese Schweine haben ja Holz, was brauchen wir da noch länger zu frieren!“

Solche und ähnliche Worte gefielen der Kompagnie besser als die Kommandos des Statsmäßigen und die Ansprache des Hauptmanns, der von Disziplin, Unterordnung und anständigem Benehmen gegen die Dorfbewohner gesprochen hatte.

Am stärksten betonten Scholz und Simon die Forderung, in den Soldatenrat dürften keine Chargierten (Unteroffiziere) hineinkommen. Denn diese würden es ja doch mehr mit den Offizieren, als mit den Mannschaften halten.

Hier sei eine persönliche Bemerkung gestattet. Durch die falsche Denunziation des Berliner Generalstabs war ich seinerzeit um Hab und Gut gebracht worden und ins Wiener Militärgefängnis gekommen. Daher hegte ich eine besondere Rache im Herzen gegen die preußische Offizierskaste. Dazu kam, daß ich als Neutraler doch wesentlich anderer Anschauung war über diese Menschengattung als etwa ein Deutscher, mochte er auch von der ehrlichsten Ueberzeugung erfüllt sein. Ich erinnerte mich an die Greuelthaten, die in Belgien auf Befehl dieser selben Leute kaltblütig begangen worden waren. Auch mußte ich mir vergegenwärtigen, daß der preußische Offiziersgeist jenen verhaßten Militarismus geboren hatte, durch welchen die Welt in die grauenhafte Katastrophe eines vierjährigen Völkermordens gestürzt worden war. Man wird es daher nicht als Bolschewismus auslegen können, daß auch ich mich an der Heße gegen die Offiziere beteiligte und dadurch meiner heiligsten Ueberzeugung Ausdruck verlieh.

Als am Sonnabend, 25. Januar, nachmittags, im „Gasthaus zur Eisenbahn“ die Wahlversammlung stattfand, in der die Kandidaten für den Soldatenrat vorgeschlagen wurden, wagten im Beisein des Kompagniefeldwebels und der übrigen Unteroffiziere weder Scholz noch Simon ein Wort gegen die Chargierten vorzubringen. Die Wahlen selbst sollten am Sonntag, 26. Januar erfolgen, und die Versammelten wollten bereits Kandidaten vorschlagen; da sprang ich auf und sagte:

„Kameraden! Ehe ihr die Kandidaten vorschlagt zur morgigen Wahl, bitte ich euch in meinem und eurem Interesse, keine Chargierten in den Soldatenrat zu wählen. Wir alle haben vier Jahre Schützengraben hinter uns; also

wissen wir ein Lied zu singen von der Ungerechtigkeit und dem Schwindel der Offiziere, die alle Tage Bratenfleisch und Schinken im Ueberfluß hatten, während wir Stekrüben fressen*) mußten. Und wer hat die Offiziere bei ihrem nichtswürdigen Treiben unterstützt? Wer hat uns auf dem Kasernenhof geschliffen, daß uns Hören und Sehen verging? Wer hat unsern Speck und unser Konservenfleisch, unser Mehl und unsere Butter aus den Proviantämtern gestohlen, um sie nach Hause zu schicken oder an die Schieber und Kriegswucherer zu verkaufen? Die Herren Charakterten sind es gewesen!“

Ein tobender Beifallsturm brach jetzt los, und von allen Seiten ertönten Rufe: „Kamerad Dennemeyer ist unser Mann! Den müssen wir in den Soldatenrat wählen!“ Ich hatte ganz nach dem Allgemeinempfinden gesprochen, ich hatte das gesagt, was die Menge nicht in Worte kleiden konnte oder zu feige war selbst auszusprechen. Dies ist das Geheimnis der Demagogie.

Einzelfälle, die während des Krieges in der deutschen Armee vorkamen, und von denen ich Kenntnis besaß, hatte ich schlankeweg verallgemeinert. Das ist bolschewistische Arbeitsweise. Mißstände kommen überall vor, darum ist aber dann das Ganze noch lange nicht zu verdammen. Das ist, als wenn ein menschlicher Körper in irgend einem Teile krank ist und deshalb der ganze Mensch zu nichts mehr nütze sei. Indem man aber von vereinzelt Vorgängen aufs Ganze schließt, kann man bei der Menge, die ohne Ueberlegung ihren augenblicklichen Impulsen folgt, billige Lorbeeren ernten.

Es bedarf kaum noch der Feststellung, daß ich bei den anderntags stattfindenden Wahlen auf Grund meiner Rede mit sämtlichen Stimmen zum Vertrauensmann der Kompagnie gewählt wurde. Simon wurde Stellvertreter. Scholz erhielt nur 8 Stimmen.

Die Unteroffiziere hatten sich an der Wahl nicht beteiligt, als Protest gegen meine Wahlrede.

*) Die geneigte Leserin verzeihe mir solche ungalanten Ausdrücke. Sie sind eben eine treue Wiedergabe des Soldatenjargons, dessen ich mich fast drei Monate lang bedienen mußte und den ich mir nachher nur schwer abgewöhnen konnte.

Das Wahlergebnis wurde von den Mannschaften der Kompagnie mit Freudengetöse begrüßt, worüber ich im Stillen lächeln mußte. Denn diese Leute kannten mich ja noch gar nicht, wußten nicht, ob ich zu ihrem Wohl oder zu ihrem Verderben amtieren würde. Die Menge ist leicht zu begeistern, leicht zu betören. Umso größer wird ihre Enttäuschung vielleicht sein, dachte ich.

Nach der Wahl hielt ich eine Rede, worin ich hervorhob, daß ich mich jetzt als berufenen Vertreter der Kameraden betrachte und meine ganze Energie aufwenden wolle, um ihre Forderungen und Wünsche zu verwirklichen. Es wurde eine Deputation abgesandt, um dem Kompagnieführer das Ergebnis der Wahlen mitzuteilen.

*

Durch meine Wahl zum Soldatenratsmitglied, die von mir durchaus nicht beabsichtigt war, wurde ich vor einen völlig neuen Entschluß gestellt. Als S.-Rat war ich vollständig dienstfrei und bezog nebst freier Verpflegung, Kleidung und Unterkunft einen Tageslohn von 20 Mark. Fortan brauchte ich wenigstens nicht mehr zu fürchten, durch meine Unkenntnis entdeckt zu werden. Auch war ich jetzt die entscheidende Instanz in der Kompagnie. Unter diesen veränderten Umständen beschloß ich, einstweilen nicht zu den Polen überzugehen, sondern bei der Truppe zu bleiben und die weitere Entwicklung vorläufig abzuwarten.

Ich kam aber durch die Fülle der Ereignisse überhaupt nicht mehr zu ruhiger Ueberlegung, solange ich beim Grenzschutz verweilte.



Die bolschewistische Minderheit.

Die Wahlhandlung war kaum vorüber, als mir das Eintreffen eines neuen Ersazes aus der Front bei Rawitsch gemeldet wurde.

Es waren Leute vom 11. Infanterieregiment, Mannschaften von noch nicht demobilisierten Jahrgängen (1896 und 97). Einige hatten sich bereits selbständig demobilisiert, indem sie einfach nach Hause gegangen waren. Die noch dablieben, waren völlig demoralisiert. Deshalb hatte man sie jetzt aus der Front zurückgenommen, um sie im Verbande frischer Truppen zu reorganisieren. Daß dies ein riesiger Fehler war, zeigte sich sogleich.

Bei ihrer Ankunft machten die Leute den Eindruck von richtigen roten Gardisten: Sowjettruppen. Die Kokarden mit den Reichs- und Landesfarben hatten sie von ihren Mützen abgerissen; an deren Stelle trugen sie die rote Kokarde. Die Tornister hatten die Unteroffiziere sowohl als die Mannschaften unterwegs abgeworfen, weil sie diese Last nicht länger mehr schleppen wollten. Decken, Zeltbahnen, Stiefel und was sie sonst notwendig brauchten, trugen sie unter dem Arm oder lose um die Schulter gehängt.

Die Leute erzählten, sie hätten ihre Soldatenräte fortgejagt, weil „die verfluchten zweibeinigen Hunde“ es mit den Offizieren gehalten hätten. Sodann erkundigten sie sich nach unfrem Soldatenrat: „Taugt der Kerl was?“ Alle versicherten einstimmig: „Tadelloser Kerl!“ Mir graute bei dem Gedanken, der ausübende Vertreter dieser Horde zu sein.

Der Ersatz war vorher nicht angemeldet und nun hieß es aus dem Stegreif Quartiere schaffen für 90 Mann in

einem Dorfe, das mit Einquartierung ohnehin schon überfüllt war. Wirklich keine leichte Aufgabe, die da als meine erste Amtspflicht an mich herantrat.

Es gab noch einen leerstehenden, halb haufälligen Saal im Ort, vom Volksmund „die Brauerei“ genannt, in dem der Besitzer vorzeiten eine Art Sommerfrische betrieben hatte. Außerdem war noch der Schützenhof da, 10 Minuten vom Dorf gelegen. Sechzehn Mann legte ich auf den Schützenhof, die übrigen in die Brauerei.

Es dauerte aber keine Stunde, da kam schon eine Abordnung zu mir, die über die „kalte Kiste“ in der Brauerei fluchte und für die Nacht Bürgerquartiere verlangte. Ich versprach Maßnahmen zu treffen, lud aber die Kompanie auf den Nachmittag zu einer Versammlung ein, in der ich eine gemeinsame Besprechung über die Lösung der Quartierfrage herbeizuführen beabsichtigte.

Mein eigenes Quartier war eines der elendigsten. Die Kälte und der Gestank darin waren kaum auszuhalten. Ein wüster Geruch von menschlichen Ausdünstungen, Schweißfüßen und preußischen Kommikstiefeln verpestete dauernd die Luft.

Hier sind die Namen meiner Stubengenossen: Steiner und Reimig aus Breslau, Ritter aus Gleiwitz, Kruczik aus Stahlhammer bei Zendryffel D.=S., Glagla aus Groß-Strehlig D.=S., Georg Williamsky aus Königshütte D.=S. Durch diesen letzteren fürchtete ich beständig entdeckt zu werden. Sein Vater betrieb zur Zeit meines Aufenthalts in Königshütte einen Speiseautomaten dicht neben der Redaktion des „Oberschlesischen Kurier“, deren Leitung mir unterstellt gewesen. Oft hatte ich dort ein Abendbrot verzehrt. Dem vierzehnjährigen Bruder des Georg, der das Gymnasium besuchte, gab ich Nachhilfestunden in Latein. Georg, damals 18 Jahre alt, wußte zwar nicht, daß ich kein Deutscher war, aber sein Vater wußte es. Wie leicht war es möglich, daß Georg die Neuigkeit nach Hause schrieb, ich sei auch beim Grenzschutz und sogar Soldatenrat geworden!

Die Welt ist ein Dorf, überall trifft man Bekannte!

Außer den sechs Genannten war noch ein Mann aus Rattowitz D.-S. auf unserer Stube, der sich dadurch auszeichnete, daß er nachts seine Notdurft in dasselbe Kochgeschirr verrichtete, worin er sich morgens den Kaffee holte. Später ließ ihn der Soldatenrat wegen Diebstahls ins Gefängnis werfen. Seinen Namen habe ich nicht behalten.

Die Versammlung am Nachmittag des 26. Januar, im „Gasthaus zur Eisenbahn“, nahm einen äußerst stürmischen Verlauf. Jeder hatte Anträge zu stellen, Wünsche und Forderungen vorzubringen, Mißstände zu rügen, obgleich die Truppe erst drei Tage beisammen war.

Erst sollte die dreigliederige Küchenkommission gewählt werden, die mit der Ueberwachung der Kompagnieküche betraut war. Vorgeschlagen wurde als erster der Gefreite *G r a s e* vom Kamitscher Ersatz, früherer Matrose, ein kurzes dickes Kerlchen mit Stuppnase und ungeheuer frechem Gesicht. Grase tat sehr wichtig; es hatte fast den Anschein, als ob auf seinen Schultern das Heil der ganzen Kompagnie ruhen würde. Er werde den Küchenkulis schon zeigen, was die Uhr geschlagen habe. Die Küche müsse beständig überwacht werden, damit kein Kuli mehr essen könne als ihm zustehe usw. Brausender Beifall unterstrich jedes seiner Worte.

Nachdem dieser Mensch wohlfeile Vorbeeren geerntet hatte, trat der Gefreite *D r a t h* auf, ein älterer verheirateter Mann, früher Agent der Wach- und Schließgesellschaft. Aus seiner längeren, mit heiserer Stimme vorgebrachten Rede war nur soviel verständlich, daß die Bauern Fleisch und Kartoffeln für die Küche liefern müßten, „denn sie hätten's ja!“ Allseitiger Beifall. Ich hielt ihm entgegen, vom Zentralsoldatenrat sei das Requirieren auf deutschem Gebiete untersagt. Wütendes Gestampfe: „Was geht uns der Zentralsoldatenrat an! Mag er selber kommen und die Grenze besetzen! Wir wollen anständiges Fressen haben!“

Ein Dritter verlangte, mehr als drei Stunden Dienst dürften täglich nicht gemacht werden. Dann wurde die Küchenkommission gewählt: Unteroffizier *W i r t h* (aus Waldenburg), Gefreiter *G r a s e* (aus Schadewalde, Kreis Lauban in Niederschlesien) und Grenadier *Simon* vom

Soldatenrat. Hierauf gelangte die Frage der Quartiermacherei zur Sprache. Die Bürger mußten gezwungen werden, die Quartiere anständig zu heizen. „Aber die Leute haben ja selbst keine Kohle!“ warf ich ein. „Dann sollen sie Holz herbeischaffen,“ hieß es zurück. Einer verstieg sich sogar zu der Forderung, die Quartierwirte müßten die Pellkartoffeln braten, die ab und zu in den Feldküchen zur Verteilung gelangten. Wieherndes Gelächter und Bravorufen ertönte als Antwort.

Es war mir rein unmöglich, mir bei dem wüsten Haufen Gehör zu verschaffen, um wenigstens die Richtlinien der Besprechung durchzuführen. Denn die Leute aus der „Brauerei“ wollten durchaus bis zum Abend andere Quartiere haben, und es fiel mir kein Mittel ein, wie dies zu bewerkstelligen sei. Aber Grase wußte einen einfachen Ausweg: Er schlug vor, militärische Gewalt anzuwenden, womit er allseitige Zustimmung fand.

Es wurde nun folgendes Protokoll aufgestellt und zum Beschluß erhoben:

„Die Mannschaften und Unteroffiziere der 6. Komp. Gren.-Rgts. 7 haben sich heute nachmittag unter dem Vorsitz ihres Vertrauensmannes versammelt und für ihre Beziehungen zu den Offizieren folgende Grundsätze aufgestellt:

1. Als Vorgesetzte gelten nur die Offiziere der Kompagnie, ferner der Bataillonskommandeur und der Regimentskommandeur.

2. Den Anordnungen dieser Offiziere ist nur während des Dienstes Folge zu leisten, wenn die Befehle nach vorheriger Genehmigung des Dienstzettels durch den Vertrauensmann erteilt werden. Die außerdienstliche Befehlsgewalt wird für abgeschafft erklärt.

3. Andere Offiziere als die genannten werden als Privatleute angesehen.

4. Eine Grußpflicht besteht nicht, weder im Dienste noch außer Dienst. Frontmachen und Strammstehen außer Dienst wird mit 5 Mark Geldstrafe geahndet.

Ferner ist beschlossen:

Das Tragen der Reichsfarbe wird verboten. Die 6. Kompagnie erklärt, die rote Kotarde anlegen zu wollen.

Sowohl auf deutschem als auf nichtdeutschem Gebiet können die Bürger unter Anwendung von Waffengewalt gezwungen werden, gute Quartiere herzugeben.

Juliusburg, 26. 1. 19.

Der S.-Mat der 6. Komp., G.-R. 7.

gez. K. Dennemeyer, Vertrauensmann.

gez. Simon, Stellvertreter.“

Die Aufhebung der Grußpflicht während des Dienstes, gegen die ich mich unter dem Loben und Schreien der Menge vergeblich gewehrt hatte, bedeutete praktisch die Untergrabung jeglicher Disziplin; denn wo keine Achtung besteht, kann es auch kein Gehorchen geben. Das Tragen der roten Kofarde war vom Zentralsoldatenrat offiziell untersagt worden. Es war vorauszusehen, daß die Ausführung obigen Beschlusses mir als dem Verantwortlichen große Sorgen bereiten würde.

Die in der Brauerei Untergebrachten beeilten sich, den letzten Punkt des Protokolls in die Tat umzusetzen. Je drei Mann mit geladener Schußwaffe und in feldmarschmäßiger Ausrüstung begaben sich noch am Nachmittag in jene Häuser, die ihnen von schadenfrohen Dorfbewohnern als gute Quartiere bezeichnet worden waren. Ungeachtet des Protestes der Bürger setzten sie sich in den Häusern fest, unter deutlichem Hinweis auf die schußbereiten Gewehre. Bei einigen trafen sie aber schon Einquartierung an, wodurch es dann einen Streit gab zwischen den Neuankommenden und denen, die bereits vor ihnen da waren, wegen der Raumverteilung.

Die Abordnung, die dem Hauptmann Becker eine Abschrift des Protokolls überbringen sollte, war denn auch noch nicht einmal abgeschickt, als der Dorfpolizist erschien und mich zu einer Besprechung zum Bürgermeister einlud.

Bürgermeister R o h m a n n von Juliusburg hatte inzwischen mehrere Hausbesitzer empfangen, die über das Vorgehen der Soldaten bei der Einquartierung Beschwerde erhoben. In einem besonders krassen Falle war die Familie aus ihrer warmen Wohnstube vertrieben worden, wobei die rohen Kerle sich mit den Worten entschuldigten: „Unser Soldatenrat hat's befohlen.“

Der Bürgermeister empfing mich daher mit den heftigsten Vorwürfen. Das sei direkter Hausfriedensbruch, er werde sich beschwerdeführend an den Bataillonskommandeur wenden sowie an das Landratsamt in Dels, wir befänden uns doch hier nicht in Feindesland,*) wo ein derartiges Vorgehen allenfalls noch zu rechtfertigen sei usw. Voll Wut schlug mir schließlich der Ortsgewaltige die Tür auf der Nase zu.

In Sorge wegen der Folgen, die der Schritt des Bürgermeisters für mich haben konnte, begab ich mich mit Simon in den „Löwen“, das größte Gasthaus am Plage; die 7. Kompagnie gab dort auf den Abend ein Einführungsfest. Der ziemlich große Tanzsaal war gedrängt voll, die Luft darin zum Ersticken schwül. Uniformen, Zivilisten und Weiberröcke schoben sich bunt durcheinander. Auch Offiziere waren anwesend, u. a. Hauptmann Becker und der Führer der 7. Kompagnie, Hauptmann von **W i z l e b e n**.

Die Soldaten hatten schon alle „Eroberungen“ gemacht; fast jeder führte sein Mädchen am Arme; die Uniform wirkt auf die Frauen ja bezaubernd. Da die Regimentskapelle noch nicht zusammengestellt war, spielten die Dorfmusikanten zum Tanze auf; zum Steinerweichen. Um meine Sorgen zu zerstreuen, tanzte ich tüchtig mit.

Gegen 11 Uhr setzte die Blechmusik plötzlich aus, und die Musikanten begannen ihre Instrumente zu packen mit der Erklärung, es sei Polizeistunde. Da entstand aber im Saal ein Lärm, der nicht von Pappe war. Die Tanzlust war kaum erst richtig geweckt und jetzt sollte man schon aufhören! „Weiterspielen!“ johlte es von allen Seiten. Die Soldaten, von ihren tanzbegierigen Mädchen aufgestachelt, schrien mit immer größerer Erbitterung. Die Situation drohte in eine wüste Szene auszuarten; die Offiziere hatten sich inzwischen gedrückt, der Vertrauensmann der 7. Kompagnie war nirgends zu finden. So fühlte ich mich verpflichtet einzugreifen, um es nicht bis zum äußersten kommen zu lassen. Indem ich zur Bühne schritt in der Absicht, die erhitzten Gemüter zu beschwichtigen, wurde ich an den

*) Nach deutscher Auffassung ist in Feindesland alles erlaubt: Mord, Plünderung, Raub, Schändung usw.

Füßen ergriffen und von starken Fäusten auf eine breite Soldatenschulter gehoben.

„Ruhe! Unser Soldatenrat will sprechen!“

Eine gährende, unterirdisch grollende Menge umbrandede mich. Unheimlich ward mir der Anblick der vielen erglühten Gesichter und der feuchtschimmernden Augen, die von allen Seiten drohend auf mich gerichtet waren. Diesen Augenblick benutzten die Musikanten um zu verschwinden. Ich wollte sprechen, wollte die Leute zur Ruhe und zur Räumung des Saales auffordern, da die Polizeistunde bereits erheblich überschritten sei. Angesichts der drohenden Haltung der Menge versagte mir aber der Mut dazu, und meine Rede wurde das Gegenteil von dem was ich beabsichtigt hatte.

„Der Bürgermeister muß die Polizeistunde verlängern. Auf der Stelle gehe ich zu ihm.“ — „Hoch unser Soldatenrat!“ schrie die Menge zurück. Eine Patrouille von drei Mann, unter ihnen Scholz und Grase, erbot sich, mich in die „Höhle des Löwen“ zu begleiten.

Aber der Empfang beim Bürgermeister war nicht sehr lieblich. Wir mußten den Alten aus dem Bett trommeln. Unglücklicherweise war wenige Sekunden zuvor die Bürgermeisterstochter vom Balle heimgekehrt, und nun glaubte der Vater, wir seien ihr nachgestiegen. Mit Donnerstimme erschien Rohmann in dem schmalen Spalt der Türöffnung.

„Hinaus, verfluchtes Gesindel!“ schrie er.

Während ich mit dieser Kunde in den „Löwen“ zurückkehrte, vollführten meine drei Begleiter vor der Bürgermeisterwohnung einen wahren Hexensabbath.

Im Tanzsaal wurde meine Botschaft mit Wutgeheul aufgenommen; ich konnte aber feststellen, daß die vernünftig Gesinnten sich inzwischen nach Hause begeben hatten. Die Zurückgebliebenen wollten durchaus vor die Amtswohnung des Bürgermeisters ziehen um das Haus zu stürmen. Zur Vermeidung von Unheil rief ich daher mit lauter Stimme: „Tanzt nur ruhig weiter, ich nehme alle Verantwortung auf mich.“ Das Wort wirkte erlösend. Flugs setzte sich einer ans Klavier und spielte einen Walzer nach dem andern die ganze Nacht hindurch. Der Wirt, ein unglaublich dicker, aber gutmütiger Herr namens Daniel

Strubel,*) jammerte eine Stunde lang: „Nun wird mir die Polizei die Bude schließen.“ Ich beruhigte ihn: „Nichts wird Ihnen geschehen. Die Polizei soll sich mal hier blicken lassen!“

Mir selbst war aber gar nicht wohl zumute dabei.

Am folgenden Montag Morgen beschied mich der Bataillonskommandeur, Major Cleve, ins Bataillonsstabsquartier. Dieses lag im Gutschloß, eine Domäne des früheren Königs von Sachsen, zurzeit gepachtet durch einen Hauptmann a. D. von Ketter. Nachdem ich höflich angeklopft hatte, trat ich ins Zimmer des Majors, klappte die Haden zusammen und meldete: „Zur Stelle.“ Dies machte offensichtlich einen guten Eindruck auf den Major, da er mich nach dem Vorgefallenen schon für einen Bolschewisten halten mochte. Er teilte mir mit, daß Hauptmann Becker über das gestrige Sitzungsprotokoll außerordentlich entzückt sei und seine Demission eingereicht habe. Sodann kam er auf die Vorfälle bei der Quartierbereitung zu sprechen und bat mich, allen Einfluß aufzuwenden, um einer Wiederholung derartiger Vorkommnisse in Zukunft vorzubeugen. Ich antwortete, ich müsse mir zuvor erst Einfluß auf die Leute verschaffen, fürs erste dürfe ich die Mannschaften nicht erbittern durch ständige Opposition; es sei aber mein Bestreben, nach und nach alles ins rechte Gleise zu bringen.

Dies war auch wirklich meine feste Absicht, und ich schied von dem Major im besten Einvernehmen.

Major Cleve schien sich mit den derzeitigen Verhältnissen abgefunden zu haben. Kein Wort der Klage über die Anmachungen des Soldatenrats kam aus seinem Munde.

Ich kehrte in das Gasthaus Skuppin zurück, wo ich wegen günstiger Lage im Zentrum des Kompagnierreviers meinen Amtssitz aufgeschlagen hatte; war dort aber kaum angelangt, als von allen Seiten unangenehme Nachrichten auf mich einströmten. Die im Schützenhof einquartierten Mannschaften hatten mit Infanteriegewehren auf Rehe geschossen und aus 3 Kilometer Entfernung eine Zivilperson am Bein verwundet. Vier Mann vom Rawitscher Ersatz hatten ihre ganze Ausrüstung verkauft und mit dem erlösten

*) Die Soldaten nannten ihn scherzend „Daniel in der Löwengrube“.

Geld das Weite gesucht. Der Landsturmann Scholz, bekanntlich Soldatenratskandidat, war ebenfalls verschwunden, nachdem er seinen Quartierwirt, einen ehrsamem Bäckermeister, bestohlen hatte. Der Kompagnieführer ließ melden, daß zum Antreten kaum die Hälfte der Mannschaften erschienen sei, wohl wegen des Tanzfestes, das erst um sieben Uhr morgens zu Ende gegangen war. Der Küchenunteroffizier Urbania k kam und erklärte, er werde heute kein Essen kochen, wenn der Gefreite Grase noch länger in der Küche herumstehe. Das Küchenpersonal sei außerordentlich erbittert, Grase wolle alle möglichen neuen Vorschriften machen usw.

In dieser Weise ging es den ganzen Tag fort. Ueberall sollte ich eingreifen, beschwichtigen, vermitteln. Ich begriff, wie schwer es war, ein solches Konglomerat von widerstrebenden Elementen zu befriedigen. Der Kompagnieführer mußte sich eigentlich glücklich schätzen, dieser undankbaren Aufgabe entbunden zu sein.

Nach Dienstschluß um 3 Uhr nachmittags wurde außer der „Schmierportion“ ein Viertelliter Schnaps auf den Mann verteilt. Die Folge davon war, daß noch vor Dunkelwerden betrunkene Soldaten in den Straßen lärmten. Die erschrockenen Bürger verschwanden im Innern ihrer Häuser und schlossen die Türen ab. Das gab zu einem schönen Aufruhr Anlaß. Die Betrunkenen wollten ihre Quartiere aufsuchen, fanden aber die Türen verriegelt und versuchten die Häuser zu stürmen. Ueberall klirrten zerbrochene Fensterscheiben. Da hauptsächlich wieder der Kawitscher Ersatz an der Rauferei beteiligt war, wurde kurzer Prozeß gemacht. Wir ließen die Leute noch am selben Abend zusammentreten, nahmen eine gehörige Säuberung vor, und noch mit dem 10-Uhr-Abendzug gingen 80 Mann zwecks sofortiger Entlassung ins Depot nach Breslau. Man darf mir glauben, daß ich erleichtert aufatmete, als der letzte von ihnen sich schimpfend und drohend in den Eisenbahnwagen schwang.

Am Dienstag, den 28. Januar versammelten sich alle neugewählten Soldatenräte beim Regimentsstab in G u t w o h n e. Ich hatte nun Gelegenheit, meine Genossen vom 2. Bataillon kennen zu lernen: Bizefeldwebel E r k e l e n z

und Unteroffizier Rettmann von der 5. Kompagnie, Unteroffizier L u x von der 7. Kompagnie, Sergeant M a t u s c h k e und Schütze Kurt R o t h e r t von der 2. M. G. K. Daneben machte ich die Bekanntschaft der Vertrauensmänner der 9. Kompagnie, Sergeant W a h n e r, und der 11., Füsilier L a r i s c h, sowie die des Regimentskommandeurs, Major F r e i h e r r v o n A m a n. Letzterer erzeugte in mir keinen angenehmen Eindruck. Der Typus des verknöcherten preußischen Berufsoffiziers, mit einem harten, rücksichtslosen Zug im Gesicht und adelsstolzer, unnahbarer Miene. Oeffnete er aber den Mund zum Sprechen, dann umspielte das gewinnende, aalglatte Lächeln eines Diplomaten seine Lippen.

Major Aman hielt eine kleine Ansprache. Er betonte namentlich seinen Standpunkt als republikanischer Offizier*) und sprach die Erwartung aus, daß er und sein Stab stets im besten Einvernehmen mit dem Soldatenrat arbeiten könne, da wir doch zusammen für eine gemeinsame Sache zu kämpfen hätten. Die Rede blieb unbeantwortet.

Nach dem Weggang des Majors wählten wir zum Obmann unseres Bataillons den Vertrauensmann der 5. Kompagnie, Vizefeldwebel E r k e l e n z; ein schlanker, vornehmthuender Rheinländer mit den charakteristischen Bartfoteletts. An seiner Stelle wurde Unteroffizier R e t t m a n n aus Kattowitz O.-S. Vertrauensmann dieser Kompagnie. Rettmann, 28 Jahre alt, war organisierter Kommunist; er machte später den Offizieren viel zu schaffen. Vorsitzender des F-Bataillons wurde ein Feldwebel R ö h r. Den provisorisch vom Zentralsoldatenrat eingesetzten Regimentsobmann Heinz W a u e r aus Liegnitz, 21 Jahre alt, Unteroffizier, mit Eisernem Kreuz 1. und 2. Klasse und goldenem Verwundetenabzeichen, bestätigten wir in seinem Amte durch Wiederwahl. Zu seinem Stellvertreter wurde Sergeant W a h n e r ernannt; Stellvertreter von E r k e l e n z war der Vertrauensmann der 7. Kompagnie, Unteroffizier L u x.

*) Für die Doppelzüngigkeit dieses Mannes und der preußischen Offiziere überhaupt ist es bezeichnend, daß er mir später unumwunden eingestand, er denke und fühle durchaus monarchistisch und wünsche nichts sehnlicher als die Wiederherstellung der Monarchie. Dasselbe sagte mir später der Divisionskommandeur General von Weber in noch stärkeren Ausdrücken.

So war unser Regimentsfeldatenrat endgültig konstituiert, und er konnte seine Tätigkeit beginnen.

In der Besprechung, die der Wahlhandlung folgte, beschlossen wir einhellig, unsere Vorrechte nicht antasten zu lassen und die Machtstellung des Soldatenrats weiter auszubauen. Rettmann schwang eine wilde Revolutionsrede: Jetzt sei endlich die lang ersehnte Gelegenheit gekommen, das Blatt habe sich gewendet, und die Reihe sei nun an uns, auf Kosten der übrigen sich zu bereichern.

Als wir draußen waren, sagte Simon zu mir: „Jetzt gilt es zu handeln. Die Gelegenheiten müssen benutzt werden.“

„Welche Gelegenheiten?“ fragte ich.

„Na, du bist auch noch sehr rückständig. Aber laß mich nur machen. Du verstehst es vortrefflich, den Leuten Honigs ums Maul zu schmieren. Jedenfalls müssen wir Beide fest zusammenhalten.“

Ich verstand dieser Rede dunklen Sinn noch nicht, bekräftigte aber die Freundschaft durch Händedruck. —

In Juliusburg herrschte eine ruhigere Atmosphäre, seit die Ramitscher Ersahmänner fort waren. Man kam wenigstens auf Minuten zu einigem Nachdenken.

Zu den Befugnissen des S.-Rats gehörte die Prüfung und Gegenzeichnung des Dienstzettels, auf dem der Dienst der Kompagnie für den nächstfolgenden Tag angelegt war. Hierüber hatte ich mit Hauptmann Becker, der bis zum Eintreffen seines Nachfolgers auf seinem Posten verblieb, einen erbitterten Kampf zu bestehen. Die Mannschaften beklagten sich über das lange Exerzieren im tiefen Schnee bei 10—12 Grad unter Null und verlangten eine Reduzierung der Dienststunden, Einstellung der Schießübungen bis zum Eintreten von Tauwetter, Abhaltung aller übrigen Übungen außer Märschen im geheizten Strubelschen Saale. Diese Forderungen widersprachen jedem kriegerischen Geiste. Das Exerzieren im geheizten Tanzsaal war jedenfalls noch nicht dagewesen. Hptm. Becker sah über alle Reklamationen hinweg und setzte ohne weiteres 5—6 Stunden täglichen Dienst im Schneetreiben an. Schließlich unterschrieb ich den Dienstzettel nicht mehr, der also dem Bataillonsstab nun nicht eingereicht und mithin auch nicht

ausgeführt werden konnte, was zu dem größten Durcheinander Anlaß gab. Den Mannschaften ließ ich es immer tags vorher mitteilen, wenn ich den Dienstzettel nicht unterschrieben hatte. Mit Ausnahme der Unteroffiziere, der beiden Leutnants und des Hauptmanns selbst erschien dann folgendentags kein Mensch zum Antreten. Mitunter kam es vor, daß die Unteroffiziere morgens austreten, ich habe den Dienstzettel nachträglich doch noch unterschrieben. Ein Teil der Mannschaften kam alsdann, viele blieben aber trotzdem zu Hause.

Am meisten Sorge bereitete mir das Essen. Die tägliche Ration betrug offiziell 700 Gramm Kommißbrot, 100 Gramm Schmierportion (Wurst, Butter, Schmalz oder Marmelade), 200 Gramm Fleisch, 300 Gramm Kartoffeln, 500 Gramm Gemüse, 25 Gramm Zucker. Mit diesem gewiß reichlich bemessenen Essen war aber kein Mensch zufrieden; die, welche zu Hause kaum Wasserrüben hatten um damit ihren Hunger zu stillen, schimpften am meisten. Bald war ihnen das Essen zu fett, bald wieder nicht fett genug, dann wieder behaupteten sie, keine volle Fleischportion empfangen zu haben; oder der Küchenunteroffizier bemogte sie mit der Zuckerration. Der Kaffee sei morgens zu heiß, oder nur lauwarm usw. Alle Augenblicke mußte eine neue Küchenkommission gewählt werden, weil die alte erklärte, die ständigen Reklamationen nicht mehr anhören zu wollen. Und täglich drohten die Küchentulis mit Streik wegen der Unzufriedenheit, den Nörgeleien und der ewigen Behauptung der Leute, die Kulis würden „das beste selber fressen“. Was aber geschehen wäre, wenn die Küche einmal mittags kein Essen geliefert hätte, wage ich heute noch nicht auszu-denken. Es kam mitunter auch vor, daß einige bei dem Fehlen jeglicher Kontrolle zwei bis drei Eßportionen empfangen statt nur eine, sodaß für die zuletzt Kommenden nichts übrig blieb. Die Wut dieser letzteren war dann grenzenlos.

Es entwickelte sich allmählich ein Frevelmut unter den Leuten, der an Ungeheuerlichkeit streifte. Am hellen Tage wurde in der Richtung auf Landstraßen und bewohnte Ansiedlungen mit weittragenden Infanteriegewehren auf das reichlich vorhandene Hochwild geschossen. Die Klagen hier-

über mehrten sich mit jedem Tage. Denn die Projektille gingen 4—6 Kilometer weit und es konnte nicht ausbleiben, daß Unbeteiligte, harmlose Spaziergänger, schlittens-fahrende Kinder, aus großer Entfernung getroffen wurden. Einige machten sich sogar einen Sport daraus, abends bei Dunkelheit blindlings in die Dorfstraßen zu schießen. Das Morden, Zerstören, Vernichten schien ihnen Spaß zu bereiten, denn der Krieg war gerade in dieser Beziehung ein übler Lehrmeister gewesen. Der Geist der Vernichtung beherrschte die früheren Kriegsteilnehmer vollständig.

Der Grenzschutz war natürlich Regierungstruppe. Er wurde von der Reichsregierung genährt, gekleidet und besoldet, und seine Offiziere standen im Dienst der neuen deutschen Republik. Zweifellos wäre der gut ausgerüstete Grenzschutz eine entscheidende Macht geworden beim Ausbruch des Bürgerkrieges, den die deutschen Bolschewisten (Spartakisten) herbeiführen wollten. Deshalb war es von Anfang an das Bestreben der letzteren, den Grenzschutz zu sich herüberzuziehen. Da die bolschewistischen Führer einen fundamentalen Mißerfolg der Reichsleitung wünschten um diese zu stürzen und sich an deren Stelle zu setzen, so entsandten sie in den Grenzschutz bolschewistische Agenten, mit dem Auftrag, bolschewistische Propaganda zu treiben. Denn hierin erblickten die Bolschewisten selbst das am besten geeignete Mittel, die Grundlagen der Disziplin aufzulösen.

Zwei Agenten der Spartakisten beim 7. Grenadierregiment waren Simon und Rettmann. Nachdem es ihnen auftragsgemäß gelungen war, in den Soldatenrat gewählt zu werden, richteten sie ihr Hauptaugenmerk darauf, sich einen Anhang zu verschaffen. Rettmann hatte hierin leichteres Spiel als Simon, weil er durch die Wahl von Erkelenz zum Vertrauensmann seiner Kompanie aufgerückt war, während Simon einstweilen nur Stellvertreter blieb.

Im Zivilberuf war Rettmann Kaufmann gewesen in Rattowitz. Ueber seine Vergangenheit erfuhr ich nur soviel, daß er am Kriege nicht teilgenommen hatte. Wie er es trotzdem zum Unteroffizier und Eisernen Kreuz 1. Klasse hatte bringen können, blieb mit ein Rätsel. Simon war Maler.

Als Zwanzigjähriger war er mit 5000 Mark nach Paris durchgebrannt und, nachdem er das Geld verjubelt hatte, in der Heimat mit Gefängnis bestraft worden. Den Einmarsch in Belgien hatte er mitgemacht und er war dabei „zu Geld gekommen“, wie er sich mir gegenüber ausdrückte.

Ich war den Bestrebungen Simons anfangs sehr hinderlich gewesen, da er mit Sicherheit auf den Posten eines Vertrauensmanns reflektiert hatte. Dann gedachte er mich in den Vordergrund zu schieben, selbst aber mit seinen Bemühungen im Dunkel zu bleiben und mich handeln zu lassen. Er sollte also der spiritus rector, die Seele des Ganzen sein, ich die ausführende Person oder vielmehr seine Drahtpuppe. Gott sei Dank durchschaute ich seine Absichten noch rechtzeitig, es hätte sonst kein gutes Ende genommen mit mir.

Simon und Rettmann waren schlau genug, nicht durchblicken zu lassen, daß sie über viel Geld verfügten. Erst operierten sie mit Schlagworten: Jeder Deutsche sei vor dem Gesetze gleich, und wenn daher der Soldat seinem Vorgesetzten gehorche, so tue er das nur aus freiem Willen und nach eigenem Ermessen. Zwang müsse selbstverständlich ausgeschlossen sein. Diese Behauptung klingt so unsinnig, daß es sich kaum lohnt darauf einzugehen. Wenn viele Menschen sich zusammentun um ein bestimmtes Ziel zu erreichen, müssen sie natürlich alle dieselbe Richtung einschlagen. Da kann von Zwang keine Rede sein, es sei denn, daß man die Pflicht aller gegeneinander als Zwang bezeichnet. Leider war diese doch so primitive Logik den Grenzschutzsoldaten nicht geläufig; sie nahmen vielmehr die Sekreden für lautere Münze und sagten sich: „Wie dumm waren wir doch bisher, daß wir dies nicht selbst eingesehen haben!“

Weiter wurde von Simon und Rettmann ausgefressen: Wir sind doch hier um die Bauern vor polnischem Einfall zu schützen, also haben diese „Schweine“ dafür zu sorgen, daß wir haben was wir brauchen. Und ferner: „Wir Mannschaften bilden die Mehrheit. Die Offiziere sind die Minderheit und haben sich unsern Wünschen einfach zu fügen. Nicht sie, sondern wir haben zu befehlen.“ Dies sagten sie im Hinblick auf die Festigung der Macht des Sol-

datenrats; denn: „die Soldatenräte sind die rechtmäßigen Vertreter der Mehrheit. Und da die Mehrheit souverän ist, gilt der Wille des Soldatenrats, des Vertreters der Mehrheit, als der höchste. Da wir Soldatenräte sind, hat alles zu geschehen, was von uns verfügt wird.“

„Das Recht der souveränen Mehrheit“, so wie es die Bolschewisten verstehen, kann nie und nirgends anerkannt werden. Ist etwa eine Minderheit bloß deshalb nicht lebensberechtigt, weil sie eben zeitweilig die Minderheit bildet, für welchen Zustand sie nicht verantwortlich gemacht werden kann? Soll etwa nur der Große und Starke leben, der Kleine und Schwache dagegen unterdrückt werden? Das wäre *N i e h s e s P r i n z i p* des *H e r r e n m e n s c h e n*, auf dem der Bolschewismus größtenteils basiert. Das „Recht der Mehrheit“ ist aber gänzlich in Frage gestellt, wenn bewiesen ist, daß die Mehrheit nicht fähig ist sich selbst zu leiten. In welchem Zustand würde ein Truppenkörper geraten, wenn die „Minderheit“, die aus den Heerführern besteht, die Arbeit niederlegen würde, die Mannschaften, also die „Mehrheit“, dadurch genötigt wären, selbst ihre Bewegungen zu leiten? Oder ein Land, in dem die Intellektuellen verjagt würden, damit diejenigen, die sich noch nie mit den für die Uebernahme von Staatsgeschäften erforderlichen Vorbereitungen und Studien befaßten, die Zügel in die Hände nehmen könnten?

Wir werden aber sogleich sehen, wie diese „Mehrheit“ beschaffen war, mit deren Hilfe die bolschewistischen Agenten die Gewalt an sich zu reißen suchten.

Der Grenzschutz bestand aus zwei Elementen. Gruppe 1 rekrutierte sich aus Familienvätern, die in der Not zum Grenzschutz gingen, weil sie stellenlos waren und die Kriegsverorgungsbeiträge an die Familien der Grenzschutzangehörigen weitergezahlt wurden. Diese Leute waren schon zufrieden, wenn sie mit heiler Haut davontamen; ihnen war es vor allem darum zu tun, beim Grenzschutz verbleiben zu können, damit ihre Familien zu Hause nicht verhungern mußten.

Die zweite Gruppe rekrutierte sich aus leichtsinnigen jungen Leuten und — Freibeutern. Zu den letzteren gehörte auch eine spezielle Klasse von Menschen, die folgende

Gaunerei betrieben: Man meldete sich bei irgend einer selbständigen Grenzschutzformation, empfing 50—100 Mark Handgeld und eine nagelneue Equipierung, machte zunächst einige Tage den „Dreh“ mit, verkaufte dann die Ausrüstung für 4—500 Mark und verschwand spurlos, um bei einer andern Formation dasselbe Spiel von neuem zu beginnen. Ein wie einträgliches Geschäft dies bildete, beweist der Umstand, daß ich später einen Mann erwischte, der sich bereits sechsmal hatte anwerben lassen, und im ganzen fünf Ausrüstungen für je 600 Mark verkauft hatte an einen ständigen Abnehmer.

Diese Leute blieben auch konsequent in ihrem Bestreben, aus ihrer Dienstzeit beim Grenzschutz die größtmöglichen Vorteile herauszuschlagen: Beute jeglicher Art, Unterschlagung von Heeresgut, Diebstahl usw. Dieses Ziel konnten sie aber nur erreichen bei äußerst verworrenen Verhältnissen. Im Trüben läßt sich bekanntlich gut fischen. Daß bei diesen Menschen, bei dieser *M i n d e r h e i t* die Lehre von der „soveränen Mehrheit“, „entscheidendem Willen der Räte“ und „Anerkennung der individuellen Freiheit zu gehorchen oder nicht zu gehorchen“, auf fruchtbaren Boden fiel, bedarf keines weiteren Beweises.

Diese Menschen waren also die überzeugten Anhänger des Soldatenrats. Ein Geheimnis der Beeinflussung des freien Willens anderer liegt in der *E i n s c h ü c h t e r u n g* durch übermäßig lautes Schreien und Toben. Wenn wir fortan Versammlung abhielten, so waren es diese Menschen — nennen wir sie fernerhin kurzweg Bolschewisten — die am lautesten sich gebärdeten und durch ihr Gebrüll die vernünftig Gesinnten niederhielten. Recht bezeichnend für die Torheit und Feigheit der Menschen ist es, daß eine gewaltige Mehrheit sich oft einschüchtern läßt durch ein paar Schreihälse.

Die Verpflegungsstärke unserer Kompanie betrug damals 138 Mann; ich zählte aber höchstens 15 Bolschewisten. In den Versammlungen ergriffen ausschließlich sie das Wort. Und je rücksichtsloser sie wurden in ihren Ausdrücken und Forderungen, umso schweigsamer und furchterfüllter waren die übrigen 120. Die Unteroffiziere saßen meist schmolzend und abgefordert von den Mannschaften in einer Ecke.

Die übrigen Gutgesinnten wagten zuletzt nicht einmal mehr, durch Mienenspiel auszudrücken, daß sie die Vorgänge und Reden in den Versammlungen nicht billigten. Natürlich sah es dann am Schluß der Besprechungen immer so aus, als ob die ganze Kompagnie einstimmig derselben Ansicht sei, wie sie durch die radikalen Versammlungsedner zum Ausdruck gekommen war. Hierdurch ermutigt, wurde die bolschewiistische Minderheit von Tag zu Tag unverschämter. Mit Beharrlichkeit verfolgte sie ihr Ziel, Unordnung zu stiften. Und niemand hatte den Mut gegen sie aufzutreten. Ich, als der „Beauftragte der Mehrheit“, hatte nur die Beschlüsse zu vollstrecken, die in den Versammlungen zu Protokoll gekommen waren.

In den andern Kompagnien lagen die Verhältnisse ähnlich. Eine verschwindende Minderheit terrorisierte die Gutgesinnten, die sich ihr schließlich ohne Zeichen des Widerstandes unterwarfen.



Im Kampf um die Macht.

Unen Soldatenräten war ein fundamentales Bestreben gemeinsam.

Den Mannschaften lag besonders die Löhnungs- und Verpflegungsfrage am Herzen. Die Liebe des Soldaten geht durch den Magen. Namentlich ist dies beim preußischen Soldaten der Fall.

Den Soldatenräten kam es nun vor allem darauf an, die Zufriedenheit ihrer Kameraden zu besitzen, um sich möglichst lange auf ihren sehr einträglichen Posten zu halten. Sie erreichten das ohne Schwierigkeit, indem sie für reichliches und gutes Essen sorgten.

Der preußische Soldat hat auch im Frieden in den Kasernen kein schmackhaftes Essen bekommen. Einen Tag wie den andern gab es nur Suppe: Ein wenig ansprechendes Durcheinander von Fleisch, Fett, Kartoffeln und Gemüse. Dazu verzehrten die Mannschaften große Stücke Kommisbrot, aus Roggenmehl und Kleie gebacken. Im letzten Kriege war die Verpflegung im deutschen Heere von Tag zu Tag schlechter geworden, was auf die Moral der Truppen den denkbar ungünstigsten Einfluß ausübte.

Man wird begreifen, daß auch mein Bestreben darauf gerichtet war, mich bei den Mannschaften beliebt zu machen. Denn in der durchaus prekären Lage, in der ich mich wegen meiner verheimlichten Nationalität befand, mochte dies immerhin einmal ein bedeutsamer Faktor für meine Rettung werden. Mehrere Male war es schon vorgekommen, daß mich der Statsmäßige, Offizierstellvertreter R ö h r aus Liegnitz (derselbe, der mich wegen der Feldmühe anschnauzte; nicht zu verwechseln mit F e l d w e b e l R ö h r, Obmann des F-Bataillons) auf die Kompagnieschreibstube rufen ließ, um sich in irgend einer Angelegenheit mit mir

zu besprechen. Zitternd ging ich jedesmal hin, in der Befürchtung, daß man mich für meine falschen Angaben gelegentlich der Anwerbung zur Rede stellen wolle.

Defters erwog ich die Folgen einer solchen Entdeckung. Wenn meine luxemburger Nationalität ans Tageslicht kam, so war es wahrscheinlich, ja sicher, daß man mich der Spionage beschuldigte. In diesem Falle wäre ich standrechtlich erschossen worden; denn es ist zu beachten, daß ich einer mobilen Kampftruppe angehörte.

Zu meinem Unglück hatte ich bei der Anmeldung auch noch die riesige Dummheit begangen, D e l d e i n W e s t f a l e n als meinen Geburtsort anzugeben. In dieser Stadt hatte ich früher drei Jahre gewohnt. Wenn das Regiment sich dorthin wandte, um die Richtigkeit meiner Angaben nachzuprüfen, so war ich einfach verloren.

Zunächst ging aber alles gut. Die Stammrolle*) der Kompagnie wurde angefertigt, ich machte meine Angaben, unterschrieb wie alle andern und damit war die Sache vorläufig abgetan. Die Reichsregierung war schon froh, überhaupt noch Soldaten beim Grenzschutz zu haben. Angesichts des wenig günstigen Anwerbeergebnisses und der täglich vorkommenden Desertionen gab man sich nicht weiter mit Stammrollenangelegenheiten ab. Auch ist zu bedenken, in welchem äußerst verworrenem Zustand Deutschland sich damals befand. Ich überlegte, daß in den Garnisonen und Kasernen in den Novembertagen häufig genug Plünderungen vorkamen, wobei die Akten, Stammrollen und sonstigen Dokumente der Truppenteile der Vernichtung anheimfielen; ich konnte also immerhin die Ausrede gebrauchen, mein Militärpaß sei nicht aufzufinden wegen der herrschenden Unordnung. Dennoch befand ich mich dauernd in jener Stimmung, die kein reines Gewissen erzeugt.

Aus dem natürlichen Bedürfnis heraus, für alle Fälle in den Mannschaften, die mich gewählt hatten, einen starken Rückhalt zu haben, bemühte ich mich ernstlich, ihren Ansprüchen gerecht zu werden.

*) Verzeichnis von Namen, Stand, Geburtsdatum und -Ort, Zeit der Einberufung, Dienstgrad eines jeden einzelnen Soldaten nebst Vermerk der Truppenteile, denen er angehört, und der Gefechte, an denen er teilgenommen, also ein militärisches curriculum vitae.

Viele wollten nach achttägiger Anwesenheit bei der Truppe schon Urlaub haben. Der Kompagnieführer sperrte sich dagegen, aber ich verstand es, die Forderungen der Gefuchsteller durchzudrücken. Hauptmann Becker sah mich oft mit seltsam rollenden Augen an. Aber ich hielt den Blick dieses preußischen Offiziers ruhig aus; und da er sich sagen mußte, daß er gegen den Willen der von mir aufgestachelten Menge doch nichts ausrichten könne, gab er den Widerstand schließlich auf. *) Meine Macht ging bald soweit, daß ich den Leuten Fahrscheine ausstellte: „Grenadier X. fährt dienstlich von Juliusburg nach . . . und zurück. Diese Bescheinigung gilt für Hin- und Rückfahrt als Fahrchein. gez. (Unterschrift). Stempel des Soldatenrats.“

Ich beobachtete ganz richtig, daß der preußische Soldat für ein Stück Fleisch, für eine anständige Suppe durchs Feuer geht. Deshalb war ich täglich in der Kompagnieküche anzutreffen, wo ich die Zubereitung des Essens kontrollierte. Und da ich mit Simon die Absicht hatte, am Sonntag, 2. Februar bei Strubel ein Kompagnietanzfest zu veranstalten, wobei die Kompagnie immerhin Einnahmen erzielte, so kauften wir bei einem Großbauern 20 Zentner Kartoffeln und ein fettes Schwein, zahlbar am 3. Februar. Drei Tage lang gab es nun Schweinebraten mit Sauerkraut, Kartoffeln und Sauce dazu. Das war jedenfalls beim preußischen Militär noch nicht dagewesen: Kartoffeln mit Sauce. Zwar die „Kulis“ fluchten, weil die „Gulaschkanone“ (Feldküche) nicht darauf eingerichtet war; aber die Mannschaften umjubelten mich, wollten mich auf Händen tragen.

Ähnlich machte ich es bei der Kleiderausgabe. Scherereien durch die Unteroffiziere gab es nicht mehr. Brauchte jemand ein Paar Stiefel, oder wollte er seine alte Hose gegen eine neue umtauschen, so bekam er von mir eine Anweisung: „Grenadier N. erhält eine neue Hose. gez. (Unterschrift), Soldatenratsstempel.“ Der Kamerunteroffizier wagte dann keine Weigerung und gab sofort das Verlangte heraus. Natürlich mißbrauchten die

*) Es ist zu beachten, daß Hauptmann Becker die Urlaubsbewilligungen gegenzeichnen mußte, bevor sie gültig waren.

Leute meine Güte; sie erschwindelten sich Stiefel und Mäntel, um sie an das Zivil zu verkaufen.*) Ich wußte das ganz gut, schritt aber nicht dagegen ein, um es mit den Leuten nicht zu verderben. Auch Vorschuß auf die Löhnung bekam ein jeder ohne Schwierigkeit. Ein Machtwort von mir genügte, um den „Spieß“ zur Auszahlung zu veranlassen. Offizierstellvertreter Köhr, der Etatsmäßige, schien sich übrigens ganz nach dem Winde zu richten; als er merkte, daß der S.-Rat nicht gesonnen war, sich seine überragende Machtstellung wieder entwinden zu lassen, war er die Zuorkommenheit selber. Nie wieder wurde jemand von ihm angesch nauzt.

Am 2. Februar morgens trat der Nachfolger Hauptmann Beckers seinen Posten an. Oberleutnant von Brittwik und Gaffron, der neue Kompagnieführer, war ein mittelgroßer, schlankgewachsener Herr mit vorschriftsmäßigem Scheitel, englisch gestuktem Schnurrbartchen und Monokel. Also das Modell des preußischen Gardeoffiziers. Sein Vater, der Generaloberst von Brittwik und Gaffron, war als Verräter in der deutschen Armee gebrandmarkt worden. Dieser Heerführer hatte im August 1914 den Oberbefehl gegen die Russen inne und sich, als letztere mit zehnfacher Uebermacht anrückten, auf Königsberg zurückgezogen. Dafür ward er vom Kaiser abgesetzt und Hindenburg an seine Stelle berufen. Oberleutnant von Brittwik trug Trauerflor am linken Armel, da sein Vater erst vor wenigen Monaten gestorben war. Vor dem Kriege hatte der Oberleutnant eine Zeitlang bei einem Regiment in Mexiko gestanden und sich dort durch seine Liebeshändel zu einer stadtbekanntem Persönlichkeit gemacht.

Ein guter Ruf war dem neuen Kompagnieführer vorausgeeilt. Er stehe ganz auf dem Boden der Verständigung mit den Soldatenräten, hieß es. In Waldenburg (links der Oder), wo er beim Grenzschutz gegen die Tschechen im Infanterieregiment Nr. 90 gestanden, war er angesehen als „roter“ Offizier verschrien. Eine Zeitungsnotiz

*) Der Verkauf von Militärkleidungsstücken war so groß geworden, daß sich in Juktusburg und Umgegend feste Preise herausgebildet hatten: für ein Paar neue Stiefel bekam der Soldat 75 Mark (mit Holzabsätzen 50 Mark), für einen neuen Mantel 120—150 Mark. Mäntel fanden wegen der allgemeinen Kleidernot teilsenden Absatz; die Käufer ließen sich daraus Anzüge zurechtschneidern.

besagte von ihm, er sei von diesem Regiment *wegversetzt* worden auf Antrag seines Regimentsobersten.

Ich machte mir daher schon allerlei Illusionen inbezug auf das Zusammenarbeiten mit Brittwik, im stillen mich freuend, daß der widerspenstige Hauptmann Beder endlich das Feld geräumt hatte. Hierin täuschte ich mich gewaltig. Der Kampf, den ich mit Oberleutnant von Brittwik und Gaffron zu bestehen hatte, war geeignet, den ganzen Grenzschutz in seinen Grundfesten zu erschüttern.

* * *

Die Ansprache, mit welcher sich der Oberleutnant bei der Kompagnie einführte, mochte mir schon wenig gefallen. Brittwik betonte sehr scharf, daß die Mannschaften sich mit ihren Bitten und Beschwerden an ihn wenden sollten, er werde dafür sorgen, daß alles schleunigst geregelt würde, ihm liege das Wohl der Leute am Herzen, er könne am besten und schnellsten helfen usw. Ich muß gestehen, daß die Ansprache in Ton und Fassung sehr passend und schneidig war. Deutlich sprach aus den Worten des Oberleutnants das Bestreben, den Soldatenrat allmählich als überflüssige Einrichtung beiseite zu schieben.

Das konnte ich natürlich nicht dulden. Man verstehe hier meinen individuellen Standpunkt: Ich wollte als Soldatenrat beim Grenzschutz bleiben, schon aus Studienzwecken; für mich als Journalisten war die Sache doch doppelt interessant und lehrreich, auch fing die Geschichte an, mir Spaß zu bereiten. Sodann aber stand für mich fest, daß ich aus dem Grenzschutz ausscheiden mußte, wenn ich meiner S.-Ratswürde verlustig ging. In diesem Falle hätte ich ja Dienst mitmachen müssen, was für mich eine pure Unmöglichkeit gewesen wäre. Das sah ich je länger je besser ein. Und andererseits war es ausgeschlossen, daß ich außerhalb des Grenzschutzes mein Leben hätte fristen können, wegen der üblen wirtschaftlichen Lage, in der sich Deutschland seit Waffenstillstand befand. So mußte ich dieses Abenteuer bestehen, mochte kommen was da wollte. Das Beispiel der Uebrigen fand zudem einen mächtigen Widerhall in mir. Meine Kühnheit und Entschlossenheit wuchsen mit jedem Tage. *Va banque!*

Oberleutnant von Prittwiß erwies sich in allen Stücken als ein richtiger Diplomat. Mit Bereitwilligkeit ging er auf meine Forderung ein, den täglichen Dienst auf 3 Stunden zu beschränken, wovon höchstens eine Stunde draußen, die übrige Zeit im Strubellschen Saale.*) Zulezt kam er sogar aus freien Stücken mit dem Vorschlag, den Dienst ganz im Saale abzuhalten.

Außer Prittwiß waren noch zwei andere Offiziere in der Kompagnie: Leutnant von Kaczeß, der Sohn eines oberschlesischen Magnaten, und Leutnant Uhlisch. Letzterer machte den Eindruck eines verbummelten Philologen; er wurde bald durch Leutnant Böhm ersetzt, weil er den Grenadier Walter vor versammelter Mannschaft beschimpft hatte (was ihm 3 Tage Stubenarrest und Strafverletzung eintrug).

v. Kaczeß, 22 Jahre alt, war ehemals Fliegerleutnant gewesen und zeichnete sich aus durch lange magere Gestalt und unglaublich dünne Beine, die er mit Tuchgamaschen umwickelte. Anscheinend war er streng konservativ erzogen worden. Seine Ansichten waren die des unverfälschten ostelbischen Krautjunktens: Der Mensch fängt erst beim Leutnant an. Prittwiß stand übrigens auf demselben Standpunkt, was ich allerdings erst später herausbekam. Angesichts dieser Tatsache bedarf es kaum der Erwähnung, daß ich diesen beiden Herren ein Dorn im Auge war. Denn unsere Weltanschauungen standen sich diametral entgegen. Prittwiß und Kaczeß verkörperten das streng konservative, preußisch-autokratische System; meine Person vertrat das westlich-demokratische Prinzip: Elemente, einander feindlich wie Wasser und Feuer. Bei jeder Berührung mußte es drohend zischen.

Wir fühlten beiderseits die Gegnerschaft sofort und nahmen stillschweigend, aber entschlossen den Kampf auf. Bei mir handelte es sich um Menschlichkeit und eigene Existenz; bei Prittwiß und Kaczeß um rücksichtslose Durchführung ihrer von Jugend auf eingespinsten preußisch-mili-

*) Es bildete sich damals im deutschen Stappengebiet an der polnischen Front das Sprichwort: „Bei schlechtem Wetter endet der Krieg im Saale statt.“ Ueberhaupt machte man sich allgemein lustig über die militärische Untauglichkeit des Grenzschuges.

taristischen Ueberzeugung vom Recht des adeligen Herrenmenschen.

Außerlich schien es allerdings, als ob wir im besten Einvernehmen miteinander stünden. Aber ein Blick, ein blickartig um den Mund zuckender Zug von Erbitterung belehrte uns zuweilen, wie es unter der Oberfläche kochte und gährte.

Des Morgens betrat ich die Kompagnieschreibstube mit Absicht erst dann, wenn der Oberleutnant schon anwesend war: die Extramütze schief auf dem Ohr, Mantel geöffnet und Koppel nicht umgeschnallt; alles gegen die Dienstvorschrift. Meist auch noch die Frühstückszigarre nachlässig im Munde. Statt vor den Oberleutnant hinzutreten, die Stiefelabsätze zusammenzuklappen und strammzustehen, wie es Prittwitz vielleicht erwarten mochte, sagte ich einfach „Guten Morgen zusammen“, setzte mich ohne viele Umstände an den Tisch und sah die Einläufe durch. Zuweilen grüßte ich auch beim Eintreten durch Anschlag (diese Grußform war nur den Offizieren unter sich gestattet und wurde früher am gemeinen Manne mit 14 Tagen Mittelarrest geahndet) und sagte im schnarrenden, durch die Nase gezogenen Leutnantston, den ich vortrefflich nachzuahmen verstand:

„Morrr'n!“

Prittwitz warf mir mitunter einen Blick zu, der nichts Gutes bedeuten konnte. Oft auch blieb er gelassen, erkundigte sich sogar nach meinem Befinden und behandelte mich als Gleichgestellten. Stündlich nahm ich mir vor, Prittwitz nicht zu fürchten und ihn nötigenfalls fühlen zu lassen, daß ich die Macht in Händen hatte. Hierin fand ich naturgemäß die eifrigste Unterstützung durch Simon. „Nie zurückweichen“, hieß unsere Parole. Die Mannschaften standen ziemlich alle auf meiner Seite; dies kam in unsern Versammlungen immer deutlicher zum Ausdruck. Ich rebete ein flüssiges Hochdeutsch, wie sie es unter Kameraden nicht zu hören gewohnt waren. Zudem ließ ich geflissentlich durch Wilimsky austreuen, ich sei früher Chefredakteur des „Oberschlesischen Kurier“ gewesen. Das imponierte den Leuten gewaltig. Sie kamen zu mir um Rat in allen häuslichen, geschäftlichen und dienstlichen Angelegenheiten. Diese Leute

hegten den Respekt vor mir, den alle geistig Zurückstehenden vor Intellektuellen haben. Außerdem hat heute noch ein gut Teil Menschen die naive Auffassung, ein Zeitungsschreiber müsse allwissend sein.

Da ich mithin der Unterstützung meiner Leute sicher war, handelte es sich nur noch darum, meine vorgelegte Soldatenratsbehörde und die Genossen im Bataillons-S.-Rat auf meine Seite zu bringen. War dies erreicht, so war ich jedenfalls hinreichend gegen Brittwik gesichert. Der Bataillonsobmann, Bizefeldwebel Erkelenz, war weder bei den Mannschaften, noch im Soldatenrat sonderlich beliebt. Das lag zum Teil daran, daß Erkelenz meist unsichtbar blieb und sich nur in Gesellschaft von Offizieren oder — Damen blicken ließ. Es wurde von ihm gesagt, er rauche die dicken Zigarren des Bataillonskommandeurs. Auch behauptete man, er habe sich mit den Offizieren des Bataillons an einer heimlichen Kaisergeburtstagsfeier auf dem Gutschloß beteiligt, am Abend des 27. Januar. In einer Untersuchung, die ich auf mancherlei Beschwerden hin gegen den Bataillons-Kantinenverwalter, Unteroffizier L a m p r e c h t beantragte, nahm Erkelenz diesen in Schutz, wodurch unter den Mannschaften das Gerüde entstand, der Obmann stecke mit Lamprecht unter einer Decke. (Es handelte sich um das Verschwinden von Wein, Schnaps und Zigarren.)

Erkelenz begann allmählich zu fühlen, wie sehr er des Rückhalts durch die Kompagniesoldatenräte bedurfte. In unsern Besprechungen billigte er deshalb alles, was wir vorbrachten. Meine Genossen vom S.-Rat waren meist einfache Leute, denen die Gabe der Rede nicht verliehen war. Auch Simon und Kettmann verstanden sich wenig auf die Kunst, ihre Gedanken in präzise Worte zu kleiden. So war in allen Zusammenkünften mit Erkelenz ich der Sprecher.

Ich merkte bald, daß ich dem Obmann (von Beruf Reallehrer) geistig überlegen war und zwang ihn immer wieder meine Vorschläge gutzuheißen. Des Beifalls der Genossen war ich gewiß. Unter diesen war allerdings der Vertrauensmann der 7. Kompagnie, Unteroffizier L u x (im Zivil Fabrikarbeiter in Liegnitz), anfangs nicht mein Freund. Wir hatten miteinander Krach bekommen, weil er mein

Auftreten an jenem ersten Tanzabend nicht billigte; ich hätte damals in seine Befugnisse eingegriffen. Simon, mein Anhänger, der „mit allen Wassern gewaschen und mit sämtlichen Salben geschmiert“ war, verstand es meisterhaft, auch diese Sache zu meinen Gunsten zu ändern. Durch Stichelworte brachte er Erkelenz gegen Luz in Harnisch. Und als Luz aus irgend einem geringfügigen Anlaß mit dem Obmann hart aneinander geriet, nahm ich für Luz Partei, ohne aber offen gegen Erkelenz aufzutreten. Das brachte Luz wieder auf meine Seite.

Schütze Kurt R o t h e r t (Kaufmann aus Liegnitz), der Stellvertreter im S.-Rat der 2. M. G. K., war dort die Seele des Ganzen. Ich will nicht behaupten, daß Rothert, wie Simon und Rettmann, organisierter Bolschewist war; aber in allen Fragen vertrat er, anscheinend mit vollster innerlicher Ueberzeugung, die extremste Richtung. Der ihm vorgesezte Vertrauensmann der 2. M. G. K., Sergeant M a t u s c h k e, ein angehender Fünfziger, erblickte die Befriedigung seines Daseins im Besitz eines weiblichen Wesens. Wenn man ihn genügend anfeuerte, namentlich mit Kognak, Schnaps und Zigarren, so machte er anstandslos die schwierigsten Sachen. Rothert verstand das ausgezeichnet. Immer war der kleine Sergeant „halb im Tran“^{*)}; dann rollte er wild die Augen, daß man nur noch das Weiße darin sah, und sprach von den 25 000 Patronen, die er im Gurt habe und die noch eines Tages herhalten müßten, aber sicher nicht gegen die Polen.

Täglich kamen die Mitglieder des Bataillons-S.-Rates zusammen. Wir saßen meist im „Löwen“, im Hinterstübchen, und die Wirtin, Frau Strubel, tischte uns Kaffee und Kuchen auf. Nachdem wir unsern Magen befriedigt, pflogen wir bei Kognak und Zigarren die Debatten. Die Kosten für derartige Sitzungen betrugen bei den teuren Preisen jedesmal 60—70 Mark und wurden kaltblütig auf die „Liste der Aufwandsentschädigungen“ gesetzt. „Der lumpige Staat kann ja zahlen, dazu sind die Steuerzahler doch da,“ hieß es.

Die tollsten Pläne wurden hier geschmiedet; mit wenig

*) Halb betrunken.

Sachkenntnis und sehr viel Pathos gab jeder seine Reformvorschläge zum besten. Ich verfehlte natürlich niemals, auf den ständig wachsenden Konfliktstoff zwischen mir und dem Oberltn. Prittwitz hinzuweisen. Erkelenz äußerte sich sehr zurückhaltend. Die andern aber schimpften weiblich auf den „verdammten Monokelfrise“, besonders der verstoffene Matuschke. „Der Mensch muß unbedingt beseitigt werden,“ erklärte Rettmann. Alle schwuren mir beizustehen, wenn nächstens der Kampf losbreche.

Erkelenz hörte derartige Reden nicht gerne. Er war keine Kampfnatur. Es machte ihn sichtlich nervös, immer wieder von Konflikten der S.-Räte mit den Offizieren hören zu müssen; denn er fühlte, daß er einmal irgendwie eingreifen mußte, fürchtete aber sowohl die Offiziere als auch die Soldatenratsmitglieder. Er wagte weder uns Einwürfe entgegenzuhalten, noch Prittwitz zu bedeuten, er möchte in seinem Auftreten weniger anmaßend und tückisch sein. Ich hatte ihm öfters die bolschewistische Doktrin vom „Recht der souveränen Mehrheit“ entgegengehalten: „Du bist zwar unser Vorsitzender, aber wir andern sind zusammen 8 Mann und bilden die Mehrheit. Du hast also eigentlich gar nichts zu sagen, sondern nur auszuführen, was wir beschließen.“ Die „souveräne Mehrheit“ bestand aber eigentlich nur aus einer Person: meiner Wenigkeit. Ich war der Sprecher, durch mich wurden die andern beeinflusst. So sah auch hier wieder die „Mehrheit“ aus.

Mit Simon und Rettmann hatte ich schon längst vereinbart, Erkelenz müsse abgesetzt und durch mich ersetzt werden. Diese beiden gedachten, besser zu ihrem Ziel zu gelangen, wenn ich an Erkelenz' Stelle stand; außerdem wurde dann Simon Vertrauensmann der 6. Kompanie. Lug erblickte in der Beseitigung seines Widersachers Erkelenz einen persönlichen Triumph und war gerne mit unserm Plane einverstanden.

Als daher bei der nächsten Zusammenkunft des Regimentsoldatenrats in Gutwohne Erkelenz nicht erschienen war, fielen wir in seiner Abwesenheit über ihn her. Der Regimentsobmann, Bauer, versprach, die Sache auf die eine oder andere Weise zu schlichten. Durch sein feiges Ausbleiben hatte Erkelenz übrigens die Verachtung des ganzen

Rates auf sich gezogen. Und als am 4. Februar Erkelenz einen Bataillonsbefehl gegenzeichnete, wonach die Mannschaften um Mitternacht Zapfenstreich haben, die Portepee-träger an diese Bestimmung aber nicht gebunden sein sollten, brach der Sturm gegen den Bataillonsobmann los. In allen Versammlungen der Kompagnie wurde gepredigt, daß wir, dank Erkelenz, ja nun glücklich wieder auf dem alten Standpunkt angelangt seien. Es gebe wieder zweierlei Menschen; ob denn die Offiziere und Portepee-träger mehr seien als die Mannschaften? Die acht Mitglieder des Bataillons-S.-Rates versammelten sich ohne Wissen des Obmanns und forderten in einer scharfen Eingabe die sofortige Rückgängigmachung dieses Befehls, „widrigenfalls die unterzeichneten Vertrauensmänner die Verantwortung für die kommenden Ereignisse nicht übernehmen“ könnten.

Darauf reichte Erkelenz beim Regimentsobmann schleunigst seine Entlassung ein, und am Samstag, den 8. Februar, nachmittags, wurde ich einstimmig zum Bataillonsobmann gewählt.

* * *

Die Situation mit Oberleutnant von Brittwitz hatte sich inzwischen bedenklich verschärft.

Allmählich fing er an zu behaupten, ich wolle mich in Dinge einmischen, die mich als S.-Rat gar nichts angingen. Da zeigte ich ihm unsere Instruktionen, die wir vom Breslauer Zentralsoldatenrat erhalten hatten. Den Mannschaften teilte ich in den Versammlungen mit, man wolle unrechtmäßigerweise und an nicht maßgebender Stelle die Befugnisse des S.-Rates beschneiden; ob sie damit einverstanden seien? Lautes einstimmiges Nein. Ob ich nicht immer für das Wohl der Kameraden gesorgt hätte? Brausender Beifall. Ob sie es also zulassen wollten, daß man mir andauernd Schwierigkeiten bereite? Ein zorniges, tobendes Nein wurde gebrüllt.

Brittwitz ging alsdann dazu über, Spizel anzustellen. Dem Dorfpolizisten gab er ein Trinkgeld und beauftragte ihn, mich auszuspionieren: ob ich keine geheimen Zusammenkünfte pflege oder verdächtige Privatkorrespondenz

bekomme. Zwei Leute aus den Reihen meiner Kameraden, Unteroffizier Schüftan und dessen Bruder, der Gefreite Ede Schüftan (letzterer ein älterer Mann) ließen sich durch das Versprechen baldiger Beförderung zur Zwischenträgerei bereden. Nun wurde alles, was wir in den Versammlungen besprachen, in entstellter Weise dem Oberleutnant hinterbracht und die Kluft zwischen ihm und mir gebliffentlich vergrößert.

Es muß an dieser Stelle ein Wort über das Sinken der Moral unter den Grenzschutzsoldaten eingeflochten werden. Die Truppen hatten knapp drei Stunden täglichen Dienst und wußten bald nicht mehr, wie sie ihre viele übrige Zeit totschlagen sollten. Dadurch war vor allem auch die Gelegenheit zum Geldausgeben da. Die verhältnismäßig hohe Löhnung (60 Mark pro Dekade für den gemeinen Mann) reichte für alle Bedürfnisse bald nicht mehr hin. Spiel, Trunk und Weiber waren schließlich die einzige Beschäftigung, der sich die Grenzschutzangehörigen hingaben. Gar viele fanden darüber nicht einmal mehr Zeit um zum Dienst zu kommen. Manche hatten ihr ganzes Geld schon am zweiten oder dritten Tag nach der Löhnung ausgegeben; dann verkauften sie ihre Ausrüstungsstücke: Mäntel, Stiefel, wollenes Unterzeug und dergl., und wenn ihnen derartiges nicht mehr blieb, verlegten sie sich auf Diebstahl. Alles was nicht niet- und nagelfest war, wurde gestohlen: Hühner, Schweine, Handwerkszeug, ja selbst einmal eine Kuh. Die Bauern kamen zu Haus, um sich über dieses unerhörte Treiben zu beklagen; sie fluchten greulich, wünschten den ganzen Grenzschutz zu Teufels Großmutter und erklärten offen, sie wollten lieber, daß die Polen kämen als daß wir noch länger dablieben.

Die Gerichtsbarkeit lag aber in den Händen der Soldatenräte, und diese schritten nicht ein, aus Furcht sich bei den Kameraden unbeliebt zu machen. Erst als das gemeingefährliche Wildern mit Infanteriegewehren überhandnahm und einzelne Frauenspersonen am hellen Tage in unmittelbarer Nähe des Ortes angegriffen wurden, trafen wir Maßnahmen, die jedoch bei der Lässigkeit, mit der sie betrieben wurden, ziemlich wirkungslos blieben.

Zwischen den Mannschaften der 6. Kompanie einer-

seits und dem Oberleutnant von Brittwitz anderseits war bezüglich der Disziplinarstrafen folgendes vereinbart worden:

„Arrest gibt es nur noch für Raub, Diebstahl, schwere Körperverletzung und Vergewaltigung. Rotzucht wird mit Ausstoßung aus dem Grenzschutz geahndet. Wer sich ein Disziplinarvergehen zweiter Ordnung zuschulden kommen läßt, erhält das erstemal 5 Mark Geldstrafe, das zweitemal 10 Mark, das drittemal 15 Mark usw. Mehrere nebeneinandergehende Vergehen dieser Art werden als einfaches Vergehen angesehen. Für Vergehen erster Ordnung (Beschimpfung eines Kameraden oder Vorgesetzten, Gehorsamsverweigerung usw.) wird die Geldstrafe verdoppelt. Es wird vom Vertrauensmann eine „schwarze Liste“ geführt mit den Namen derer, die wegen Vergehen erster Ordnung bestraft sind. Wer dreimal auf diese Liste kommt, wird entlassen und geht aller Ansprüche verlustig, die ihm aus seiner Dienstzeit beim Grenzschutz erwachsen.“

Dieses Kompromiß blieb in jeder Hinsicht illusorisch. Denn es ließ sich immer darüber streiten, was ein Vergehen erster und zweiter Ordnung sei. Ja es war überhaupt fraglich, was nach den neuerlichen recht gedehnten Begriffen von Strafbarkeit noch als Vergehen betrachtet werden konnte.

Nach der deutschen Räteverfassung konnten militärische Bestrafungen nur im Einvernehmen mit dem Soldatenrat angeordnet werden. Dies wurde in der Praxis so gehandhabt, daß in jeder Kompagnie wöchentlich eine Art Gerichtssitzung stattfand, in der sich die Beklagten verteidigen konnten. Der Kompagnieführer und der Vertrauensmann als Delegierter des S.-Rates besprachen die Fälle und setzten gemeinsam die Strafen fest. Hierbei erwies es sich, daß der Soldatenrat immer der Stärkere war. Die Art der Bestrafung mußte im Strafregister eingetragen und mit den Unterschriften des Kompagnieführers und des S.-Rats-Delegierten versehen sein. Fehlte eine dieser Unterschriften, so trat die Strafe nicht in Kraft. Erschien dem S.-Rat eine Strafe zu hoch (und das war in der Regel der Fall), so unterschrieb er sie nicht. Wollte der Kompagnieführer eine ihm zu niedrig erscheinende Strafe nicht unter-

schreiben, so unterblieb ne uerzuuapt, ~~vergnügen~~ vor, lieber zu unterschreiben, damit die Beteiligten wenigstens nicht gänzlich straflos blieben.

Vor der Tätigkeit des S.-Rats war die Bestrafung einfach so vor sich gegangen: Der Kompagnieführer diktierte aus eigener Machtvollkommenheit dem Etatsmäßigen: „Feldwebel, schreiben Sie dem Grenadier X. 3 Tage Mittelarrest auf!“ Oder der Spieß rief: „Gefreiter N., zwei Stunden Nachhergerzieren.“

Das eine wie das andere hatte seine Nachteile: Früher waren Leute bestraft worden ohne hinreichenden Grund, z. B. wegen persönlicher Rachsucht des Feldwebels oder Unteroffiziers; jetzt blieben Leute, die wirklich straffällig waren, straflos ohne hinreichenden Grund. Im Interesse der Disziplin wäre ersteres vielleicht vorzuziehen gewesen.

Die Offiziere machten sich in einer Art Galgenhumor heimlich lustig über die Geldstrafen und nannten die 6. Kompagnie nur noch den „Gesangverein“.

Die erste Gerichtssitzung mit Oberleutnant von Prittwitz fand am 7. Februar statt, einen Tag vor meiner Wahl zum Bataillonsobmann. Es standen meist kleinere Fälle zur Verhandlung. Ein Grenadier Link hatte das Gewehr zur Erde fallen lassen, wofür es früher ohne Gnade und Erbarmen 14 Tage gelinden Arrest gab. Ich weigerte mich in eine Bestrafung des Mannes einzuwilligen, schon deshalb, weil es offenbar aus Unachtsamkeit und nicht mit Absicht geschehen war. Die sieben leichten Fälle wurden von mir auf drei strafbare reduziert; der 8., „schwere“ Fall betraf die Beschimpfung des Grenadiers Walter durch den Leutnant Uhlisch. Walter hatte auf die Schimpfworte des Leutnants *) geantwortet, er verbiete sich das energisch. Daraus wollte Prittwitz dem Manne einen Strich drehen: Walter habe sich während des Dienstes überhaupt keine eigenmächtige Äußerung zu erlauben, auch wenn er von einem Vorgesetzten beleidigt, ja sogar geschlagen werde; er könne sich ja nachher beschweren.

*) Es waren die üblichen preussischen Kasernenhofblüten gewesen, die die aristokratischen preussischen Offiziere dauernd im Munde führten: Sie Ochse, Sie Rhinoceros, Sie Schweinehund usw.

Diese Behauptung wies ich entrüstet zurück, während Brittwig zähe daran festhielt.

„Aber erlauben Sie,“ sagte ich, „also nach Ihnen müßte der Mann in der Front sich von dem Vorgesetzten schlagen lassen, ohne mit der Wimper zu zucken, er müßte sogar stramme Haltung bewahren und für die schimpfliche Behandlung beinahe noch dankbar sein?“

„Selbstverständlich! Das ist militärischer Geist.“

„So! Also im Dienste müßte der gemeine Mann sich behandeln lassen als Hund! Jedenfalls doch nicht als Mensch?“

Da antwortete Brittwig buchstäblich was folgt:

„Im Dienste ist der Mann überhaupt kein Mensch.“

„Was ist er denn?“ fragte ich.

„Er ist kein Mensch.“

„Nun, dann ist er nach Ihrer Auffassung notwendig ein Vieh. Denn ein Mittel Ding zwischen Menschen und Vieh gibt es nicht.“

In der Versammlung am Abend erstattete ich Bericht über die Gerichtsitzung. Dabei kam es zu wüsten Lärm- szenen, als ich die Ansichten des Oberleutnants vom gemeinen Manne wiedergab. Das war in verschärfter Form die Befräftigung des Offiziersstandpunktes: „Der Mensch fängt erst beim Leutnant an.“ Ich hatte Mühe, die rabiatesten Köpfe vor Ausschreitungen zurückzuhalten; sie wollten durchaus zur Wohnung des Oberleutnants, um ihn zur Verantwortung zu ziehen. Die beiden Brüder Schüftan, die wir bald nur mehr „die Schustane“ nannten, verfehlten natürlich nicht, Brittwig von allem in Kenntnis zu setzen.

Am folgenden Morgen war ich beim Antreten zufällig anwesend und wurde von Brittwig angeschrien:

„Mensch, wenn Sie hier herumstehn, so nehmen Sie gefälligst die Knochen zusammen wie die andern. Ihr Benehmen ist überhaupt ganz unmilitärisch!“

Seine Stimme überschlug sich beinahe und ging in Reifen über. Alle lang angesammelte Wut brach aus dem Mann hervor.

Um Weiterungen zu vermeiden, antwortete ich kein Wort, angesichts der giftigen Blicke, die meine Leute auf

den Oberleutnant schossen. Ich nahm mir aber vor, gelegentlich auf die Sache zurückzukommen. Schweigend betrat ich die Kompagnieschreibstube, sah aber noch im Umwenden, daß die Mehrzahl der Unteroffiziere schadenfroh grinste.

Als ich nach meiner am Nachmittag dieses Tages erfolgten Wahl zum Bataillonsobmann das Gasthaus Skuppin betrat, fand ich die Stube voll Soldaten und Tabaksqualm. Mit den Worten: „Da ist er ja endlich!“ wurde ich empfangen. Die Leute erzählten mir, daß im Gasthaus von Heinrich Leizner (dieses lag in 3 Minuten Entfernung und konnte von Skuppin aus bequem überwacht werden) unter dem Vorsitz von Brittwitz eine Versammlung der Unteroffiziere tage, bei verschlossenen Türen. Man verhandle über mich, mein Name sei mehrmals deutlich gehört worden.

Tatsächlich hatte mir schon vor zwei Tagen mein Freund Urbaniaf, der Küchenunteroffizier mitgeteilt, Vizefeldwebel Metzger (ein Bruder des Pastors von Juliusburg) wolle auf Veranlassung des Oberleutnants eine Versammlung einberufen. Brittwitz wolle meine Wahl zum Vertrauensmann anfechten, da ich bei Stimmenthaltung der Unteroffiziere und übrigens nur deshalb gewählt worden sei, weil ich eine künstliche Kluft geschaffen habe zwischen Mannschaften und Unteroffizieren.

Man sieht, Brittwitz ging aufs Ganze! Die Entscheidung im Kampfe mit ihm war nahe.

Zunächst teilte ich den bei Skuppin versammelten Kameraden meine Wahl zum Bataillonsobmann mit, was mit Hurra begrüßt wurde. Jetzt schlossen sich mir auch Soldaten der andern Kompagnien an. Simon, durch meine Wahl zum Vertrauensmann der 6. Kompagnie aufgerückt, übernahm es, die Versammlung der Unteroffiziere auseinanderzusprennen. Die Leute holten in aller Stille ihre Gewehre. Ich hatte mehrere Stahlhelme voll Patronen vorrätig, mindestens 500 Rahmen. Munition wurde ausgeteilt. Dann zählte ich die kleine Schar, es waren an 60 Mann; einige hatten sich heimlich gedrückt, offenbar weil ihnen vor den möglichen Folgen bange war.

Im Skuppinschen Hofe wurde die „Sturmkolonne“ aufgestellt. Simon führte das Kommando.

„Achtung! Stillgestanden! Laden und sichern! Das Gewehr — über! In Gruppen links marschiert — auf marsch marrrsch!“

Im Lauffschritt ging es zum Versammlungslokal. Mein Herz klopfte zum Ersticken, meine Pulse jagten fieberhaft. Jetzt wurde es ernst!

„Hallo! Aufgemacht! Macht auf, Hallunken!“ Gewehrskolben donnern gegen die Tür, die händeringende Wirtin wird beiseite gestoßen. Unter Krachen und Splintern bricht die Tür zusammen, und das Gewehr im Anschlag, stürzen wir ins Zimmer.

„Auseinander! Im Namen des Soldatenrats!“

Darauf war die Versammlung nicht gefaßt gewesen. Brittwik fuhr mit der Hand an den Revolver, wurde aber von Melzer am Gelenk umklammert: „Um Gotteswillen, Herr Oberleutnant!“

„Ich schieße die Bande nieder!“ brüllte Brittwik.

„Schießen Sie! Draußen stehen 40 Mann mit Handgranaten!“

Von den Versammelten waren inzwischen reichlich zwei Drittel durch die beiden Fenster entflohen. Draußen wurden sie mit Kolbenstößen empfangen; voll Entsetzen stürmten sie durch den hohen Schnee ihren Quartieren zu. Die im Zimmer blieben, sahen ein, daß jeder Widerstand nutzlos gewesen wäre. Wehzend sank Brittwik auf einen Stuhl.

„Die Versammlung ist aufgelöst,“ sagte ich laut. „Verlassen Sie das Lokal. Wir werden es vorläufig besetzt halten.“

Die Machtprobe war vorüber und zu Gunsten des Soldatenrats ausgefallen. Ratschraubend ging Herr von Brittwik mit seinem arg zusammengeschrumpften Anhang hinaus. Die Dämmerung sank hernieder und entstellte unsere haßerfüllten Gesichter.

Der unerhörte Vorfall hatte noch am selben Abend zwei Nachspiele, die an und für sich noch unerhörter waren.

Um sieben Uhr sollte im Skrubelschen Saale das Einführungsfest der 5. Kompagnie beginnen, mit Theatervorstellungen und anschließendem Tanze. Das Fest fand in Juliusburg statt, weil in Strehlik, dem Standort der 5. Kompagnie, kein geeigneter Tanzsaal vorhanden war.

Natürlich war ich als neugeborener Obmann als erster eingeladen; auch die Offiziere des Bataillons mit dem Major Cleve an der Spitze waren geladen. Ich sollte die Festrede halten.

Um 6 Uhr wurde ich in die Privatwohnung des Oberleutnants gerufen. Sogleich boten mir zahlreiche Soldaten ihre Begleitung an. „Gehe nicht allein hin, Kamerad,“ baten sie. In einer törichten Anwendung von Eitelkeit lehnte ich ab: „Ich geh' allein! Ich fürchte nichts.“ Nichtsdestoweniger folgten mir etliche in einiger Entfernung und saßen unter dem hell erleuchteten Fenster des Oberleutnants Posten.

Prittwiß war im Hause des kinderreichen Pastors einquartiert. Erst beim Betreten seines Zimmers fiel mir ein, daß ich meinen Browning zufällig nicht bei mir trug.

Der Oberleutnant empfing mich mit Wetterleuchten im Gesicht.

„Sie haben sich heute eine unerhörte Frechheit herausgenommen,“ rief er. „Ich werde Sie vor ein Kriegsgericht stellen lassen. Was halten Sie eigentlich von sich...?“

Er hatte kaum ausgedet, als erst der ältere, nachher auch der jüngere Schüftan hereinstürzte.

„Herr Oberleutnant, Herr Oberleutnant, jetzt ist's aber nimmer zum Aushalten. Geschlagen haben sie mich! O diese Bande! ... Huhuhu...“ Wirklich gelang es dem Verräter, zwischen den Fingern ein paar Krokodilstränen zu zerdrücken.

Spielte man hier mit verteilten Rollen? Fast schien es mir so.

„Sie sind der Hezer!“ schrie mich der Oberleutnant an. „Meinen Ste, wir lassen uns von Ihnen auf der Nase herumtanzen?“

„Ja,“ heulte Ede Schüftan, „der verdammte Hund da...“ Ich machte mich schon auf einen tätlichen Angriff gefaßt, als Simon mit einem Duzend Mann ins Zimmer stürmte.

„Wer hat hier so zu schreien?“ rief Simon.

„Das ist Hausfriedensbruch, was erlaubt sich diese Bande,“ brüllte Prittwiß.

Simons Anblick wirkte auf den älteren Schüftan wie

das rote Tuch auf den Stier. Mit einem gurgelnden Laut des Hasses stürzte er sich auf ihn.

„Du — du — Hund, Hund!“

„Weg, oder ich durchbohre dich,“ schrie Simon und fuchtelte mit dem Seitengewehr in der Luft herum.

Todesbleich war Prittwitz zur Seite getreten, während wir uns auf Schüftan warfen, den bärenstarken, wie wahnsinnig um sich schlagenden Menschen mit Aufgebot aller Kräfte niederrangen und mit Seitengewehr und Stiefelabsatz so lange bearbeiteten, bis er widerstandslos am Boden lag.

Währenddem war die Familie des Pastors herzugekommen, laut jammernd und zu Gott um Hilfe flehend. Tische, Stühle und Blumentöpfe waren umgestürzt, überall sah man Verwüstung und verzerrte Gesichter.

„Der Mann bleibt hier,“ wagte Bizefeldwebel Melker einzuwerfen.

„Nein,“ sagte ich, „der Mann geht mit.“

Ohne weitere Widerrede wurde der am Boden liegende Schüftan gefesselt und mehr taumelnd als gehend in das Arrestlokal auf dem Bürgermeisteramt gebracht. —

Nach den aufregenden Vorfällen dieses Tages begab ich mich mit meinem Gefolge: Simon, Rothert, Steiner, Kruczik, ein Grenadier Wagner aus Breslau und Willimsky, der mir wie ein Hündchen überallhin nachfolgte, auf das Fest der 5. Kompagnie.

Der Skrubelsche Saal war wieder gedrängt voll. Alte und junge Weiber, Zivilisten, Soldaten, Offiziere, S.-Räte mit den schwarz-rot-goldenen Abzeichen am linken Ärmel. Auf dem Tanzboden glichen sich die schreiendsten Gegensätze wunderbar aus. Der bolschewistische Soldat mit der roten Kokarde tanzte frohgemut und sorglos-heiter mit dem Statsmäßigen eine Quadrille um die andere, und der Delegierte des S.-Rates scheute sich nicht, die aristokratischste Tochter des Städtchens zum Krakontak einzuladen.

Die Ereignisse vom Nachmittag hatten sich inzwischen schon rundgesprochen, was ich vor allem daraus ersah, daß bei meinem Erscheinen im Saale eine Art ehrfürchtigen Schweigens entstand. Die Menschen haben Respekt vor der

rohen Gewalt, und man fing jetzt auch im Dorfe an zu merken, daß die Macht allmählich in meine Hände hinüberglitt. Die Mädchen vergötterten mich mit ihren Blicken; die Männer sahen mir respektvoll und ein wenig neidisch nach. Die Soldaten jubelten mir zu: „Das ist unser neuer Obmann.“ Ich stand mit jedem auf Du und Du, hatte mit fast allen schon Brüderschaft getrunken; Erkelenz dagegen hatte sich für viel zu vornehm gehalten, um mit den gemeinen Leuten zu verkehren. Auch kann ich von mir sagen, daß ich es verstand, durch mein Auftreten eine seelische Macht auf die Menschen auszuüben. Mit wem ich ein Wort wechselte, der war beglückt. Die Offiziere betrachteten dies mit neidischem Angeficht.

Auch Rettmann war natürlich schon von allem Vorgefallenen unterrichtet.

„Hätte ich nur das Glas nicht eingeladen!“ knirschte er.

„Na,“ meinte Simon, „der hat für heute genug. Der wird seine Keese heute nicht in diesen Saal strecken.“

Wer beschreibt nun unser Erstaunen, als Brittwitz' Gesicht in Gemeinschaft mit dem Führer der 5. Kompagnie, Oberleutnant von Brauchitsch, und den Leutnants Wiczjorek und v. Kaczek unerwartet unter der Menge auftauchte! Rettmann, der etwas angetrunken war, wollte sogleich zu ihm hin und ihn aus dem Saale weisen. „Ach was,“ sagte ich, „laß ihn nur laufen! Wir wollen hier keine Szene machen und den Leuten das schöne Fest nicht verderben.“

Brittwitz hatte Damen bei sich — die Töchter des Besitzers der Flachsfabrik von Juliusburg —, mit denen er fleißig tanzte. Wie mir einer der Kellner im feldgrauen Kleide zuflüsterte, trank er dazwischen reichlich Kognak:

„Es ist ein Brauch von alters her:

Wer Sorgen hat, hat auch Likör.“

Rettmann geriet bald in eine ausgezeichnete Laune, ließ mich seine gut gespickte Bolschewistenbrieftasche schauen und spendierte einen Kognak um den andern. Als er tüchtig angeheitert war, warf er mit allerlei zweideutigen Redensarten um sich: Bald würden auch hier andere Zustände

plaggreifen, die Lumpenbande in Weimar *) werde auseinandergejagt, Roske**) erschossen. Auch zog er mich ins Vertrauen: „Bist ein dummer Teufel, könntest viel Geld verdienen. Aber wir wollen schon noch sehen. Morgen reden wir weiter. Vorläufig wird mal Cognak getrunken.“

Gegen elf Uhr abends befand sich Prittwiß in jenem etwas nebelhaften Zustand, in welchem man alles wie durch eine rosa Brille sieht.

Ich saß gerade im Honoratiorenstübchen und verzehrte zum sovielten Male Schweinsbraten mit Sauerkraut und Kartoffelsalat. Da kam plötzlich Prittwiß zu mir, ein strahlendes Lächeln um die Lippen.

„Na, Kamerad Dennemeyer, wie schmeckts?“

„Danke, Herr v. Prittwiß.“

Seltzam! Als ich am Abend allein war in seiner Wohnung, wollte er mit seinen Helfershelfern über mich herfallen; jetzt, wo ich mich in der Mitte meiner Leute befand, zog er andere Seiten auf und nannte mich sogar Kamerad. Das verdroß mich gewaltig. Aber Prittwiß ließ nicht loder.

„Wir wollen alles Unangenehme vergessen und Frieden schließen,“ sagte er.

„Sagen Sie doch lieber Waffenstillstand!“ entgegnete ich.

„Morgen, wenn Sie mit ein paar Gleichgesinnten mich allein antreffen, dann bricht der Krieg ja doch wieder los!“

„Da täuschen Sie sich, lieber D., auf Ehrenwort! Hier meine Hand, schlagen Sie ein. Kein Waffenstillstand, sondern Friede. Endgültig Friede.“

Im selben Augenblick stand Rettmann bei uns.

„Ich verbiete Ihnen überhaupt mit Kamerad D. zu sprechen, Herr Oberleutnant. Belästigen Sie uns nicht.“

Prittwiß blieb biegsam, Rettmann wurde mit jedem Worte anzüglicher. Nur mit Mühe brachte ich die beiden auseinander.

Gegen 2 Uhr morgens, als die Tanzlust ihren Höhepunkt erreicht hatte, traf ich mit Rettmann, Prittwiß, dem

*) Damit meinte Rettmann die deutsche Nationalversammlung, die anderntags zum erstenmal in Weimar zusammentreten sollte.

**) Roske war schon damals Reichswehrminister und von den Volksgewissten sehr gehaßt.

Feldwebelleutnant **A h m a n n** (aus Osnabrück) von der 2. M. G. R. und dem Bizefeldwebel **L a m m**, Verpflegungs-offizier des Bataillons, hinter dem Schankraum zusammen.

Alle waren angeschossen. Erst tranken sie Brüderschaft. Prittwitz faselte wieder von Versöhnung; er sei durchaus republikanischer Offizier und Anhänger des Soldatenrats; in Waldenburg habe man ihn den „roten Prittwitz“ geheißen.

Es dauerte aber nicht lange, als Kettmann wieder anfang: „Sie — Sie — Sie wollen uns ja doch blos verhahnepampeln — Sie — Sie — Sie — wir sind ebenso gescheit wie Sie — Sie A... loch!“

Ueber diese unerhörte Beleidigung vor Zeugen biß Prittwitz sich die Lippen blutig. Das Monokel zuckte. Aber er sagte kein Wort. Ich brachte Kettmann beiseite und flehte ihn an, keinen Auftritt heraufzubeschwören. Den Oberleutnant hat ich, lieber jedes Zusammentreffen mit Kettmann zu vermeiden. Simon hatte die Wirtstochter engagiert, überschlug keinen einzigen Tanz und kümmerte sich nicht um uns.

Bald darauf mußte Prittwitz eine neue Beleidigung über sich ergehen lassen. Eine gellende Stimme rief von irgendwoher durch den Saal:

„Monokelfriße! Monokelfriße!“

Dies veranlaßte den arg gedemütigten Gardeoffizier, das Monokel durch eine große Hornbrille zu ersetzen, um den Leuten zu zeigen, daß er wegen Kurzsichtigkeit und nicht aus Dünkel ein Glas trug.

Um 5 Uhr morgens, als das Fest zur Neige ging, standen die beiden Kampfhähne, Prittwitz und Kettmann, wiederum im Schankraum und disputierten eifrig miteinander. Beide waren anscheinend etwas ernüchtert. Scharfe Worte fielen vonseiten Kettmanns. Ich brachte ihn schließlich in die Bierstube; er ließ sich sogleich ins Sofa fallen und schlief ein.

Ich stand dann noch bis zum Hellwerden im Schankraum und kneipte mit Prittwitz, Ahmann und dem Sergeanten Müller von der 6. Kompagnie tüchtig weiter. Prittwitz war gekniet. Er sah ein, daß ich die Nacht besah

und daß die Mannschaften mir gehorchten; dazwischen blinnte seine Angst vor Rettmann durch. „Ob er mich wohl unbehelligt aus dem Lokal herausläßt?“ fragte er öfters.

Während ich nun die Wirtin aufsuchte um uns einen starken Bohnenkaffee brauen zu lassen, ging Brittwitz nach der Bierstube. Und plötzlich hörte ich erregte Schreie, Schimpfworte fielen und ehe ich noch herzukam, hatte Rettmann den Oberleutnant an der Kehle gepackt und schüttelte ihn tüchtig.

Die zwei Feinde wurden auseinandergerissen.

„Sie sind ein Schweinehund,“ keuchte Rettmann.

„Ich erschieße Ihn! Ich erschieße Ihn wie einen Hund!“ krächzte heiser der Oberleutnant und riß an der Revolvertasche, wurde aber von den kräftigen Armen des Sergeanten Müller festgehalten. Auch Rettmann hatte zum Browning gegriffen; bleich vor Wut schossen sich die Beiden wütende Blicke zu. Glücklicherweise gelang es mir, Rettmann hinauszudrängen.

„Geh heim! du bist müde!“

Nachher trank ich noch gemeinsam mit Brittwitz Kaffee; wir aßen Schinkenschnitten dazu, von der sorgsamen Hand der Frau Strubel hergerichtet, aber es wollte ihm nicht schmecken.

* * *

Bis 10 Uhr war wie ein Lauffeuer die Kunde durchs Dorf geflogen: „Ein Soldatenrat hat den Herrn Oberleutnant von Brittwitz und Gassron gehohlet!“ Welch eine unerhörte Blamage für einen adelsstolzen Offizier, dessen Vater einst den Titel führte: Oberbefehlshaber der gesamten deutschen Streitkräfte im Osten!

Gegen Mittag schon kam der Regimentskommandeur von Gutwohne herübergeritten, um sich wegen des Vorfalles zu erkundigen. Ich wurde aufs Schloß gerufen.

Was wissen Sie von dem Vorgang?“ herrschte v. Aman mich an, indem er mit weitausholenden, breitspurigen Schritten im Zimmer auf und ab ging.

Ich biß die Zähne zusammen und antwortete mit fester Stimme:

„In dem Tone reden wir nicht miteinander, Herr Kommandeur. Uebrigens fragen Sie doch den, der am nächsten daran beteiligt war.“

Zornfunkelnd sah der Major mich an.

Nachdem die Leute sich von den Anstrengungen des Tanzfestes erholt hatten, ließ ich im großen Strubellschen Saale eine außergewöhnliche Versammlung der drei Juliusburger Kompagnien abhalten: 6., 7. und 2. M. G. K. Nachdem ich über alle Vorgänge Bericht erstattet und Prittwiß möglichst heruntergerissen hatte, wurde beschlossen:

„Die Mannschaften des 2. Bataillons erklären den Oberleutnant v. Prittwiß u. Gaffron für ungeeignet, das notwendige Einvernehmen zwischen Führung und S.-Rat aufrechtzuerhalten. Um weiteren Störungen der Ruhe und Ordnung vorzubeugen, fordern sie einmütig dessen Absetzung und völlige Entfernung aus dem Grenzschuß Ost.“

Am kommenden Montag Morgen in der Frühe sollte Simon, Vertrauensmann der 6. Kompagnie, dem Oberleutnant beim Antreten vor versammelter Mannschaft eine Note überreichen, die folgenden Wortlaut hatte:

II. Batl. Gren.-Rgts. 7.
Vorsitzender des Soldatenrats.

Stabsquartier, 10. 2. 1919
2 Uhr nachts.

Im telephonisch herbeigeholten Einvernehmen mit dem Regimentsobmann wird dem Oberleutnant von Prittwiß und Gaffron, derzeit Führer der 6. Kompagnie Gren.-Rgts. Nr. 7, Nachstehendes zur Kenntnis gebracht mit dem Bemerkten, daß Widerruf ausgeschlossen:

In seiner Nachsicht vom 10. Februar 1919 hat der Soldatenrat des 2. Bataillons unter dem Vorsitz seines Obmanns und im Beisein des Adjutanten Leutnant v. Bercken als Offiziersdelegierten nach Anhörung des Bataillonskommandeurs auf Grund des Artikels 192 der Räteverfassung beschlossen, den genannten Oberleutnant von Prittwiß mit sofortiger Wirkung seiner Stelle als Kompagnieführer zu entheben. Vertretungsweise wird Leutnant v. Raczel mit der Führung der 6. Kompagnie betraut. Die Mannschaften-Kameraden der 6. Kompagnie sind durch Parole angewiesen, dem genannten Oberleutnant von Prittwiß den ferneren Gehorsam zu verweigern.

Der Offiziersdelegierte:

v. Bercken,
Leutn. u. Adjutant.

Für den S.-R.:

K. Denneweyer,
Vorsitzender.

Prittwiß hatte aber durch den Leutnant von Bercken rechtzeitig einen Wind bekommen und war nicht zum Dienst erschienen. So blieb ihm diese letzte Demütigung erspart.

Bolschewistische Experimente.

Das Prestige des Soldatenrats war jetzt endgültig hergestellt. Die Mannschaften des Bataillons erblickten fortan in mir die maßgebende Instanz. Die Offiziere waren eigentlich für nichts da.

Mit dieser Wendung der Dinge waren letztere natürlich wenig zufrieden. Insbesondere der Regimentskommandeur tobte wie ein Wilder, verlangte täglich mich zu sehen und forderte von mir die Absetzung Kettmanns. Brittwig habe sich als Offizier zwar ganz unglaublich benommen, sagte er, und er (Aman) hätte seine Absetzung selbst beantragt, wenn der S.-Rat ihm nicht zuvor gekommen wäre; ein Offizier, der sich in einem öffentlichen Lokal betrinke und dann mit Untergebenen raufe, sei in seinen Augen ehrlos. Ich könne aber auch nicht leugnen, daß Kettmann den Oberleutnant schwer beleidigt und sich in respektwidriger Weise gegen einen Vorgesetzten aufgeführt habe. Da nun Brittwig abgesetzt sei, müsse auch Kettmann aus dem S.-Rat entfernt werden.

Demgegenüber mußte ich den Standpunkt von der Unantastbarkeit des Soldatenrats vertreten. Erstens konnte Brittwig in keiner Weise als Kettmanns Vorgesetzter gelten, da Kettmann als Delegierter des S.-Rats eigentlich über der Befehlsgewalt der Offiziere stand. Denn in der Räterverfassung hieß es ausdrücklich (Artikel 187): „Die Offiziere werden fortan weder ernannt, noch befördert, sondern empfangen die Befehlsgewalt aus den Händen des Soldatenrats, der als der ausführende Vertreter der Mannschaften den Offizieren unbedingt übergeordnet ist.“ Amans Forderung war nichts anders als ein versteckter Angriff auf die Befugnisse des S.-Rats. Ich allein war Kettmanns direkter Vorgesetzter.

Zweitens aber hatte Rettmann im Sinne des Soldatenrats gehandelt; er hatte durchaus die Berechtigung, den Oberleutnant wegen seiner Hezarbeit gegen den S.-Rat zur Rede zu stellen. Zwar war Rettmann betrunken gewesen, aber die Dinge hätten sich nicht derartig zugespitzt, wenn wenigstens Brittwitz nüchtern geblieben wäre. Warum hatte letzterer meinen Rat nicht befolgt, ein Zusammentreffen mit dem schwer gereizten und angetrunkenen Rettmann unter allen Umständen zu vermeiden?

Die Prinzipienfrage lag hier klar zutage. Wenn Rettmann wegen seines Vorgehens gegen einen Offizier, der den S.-Rat hatte stürzen wollen, abgesetzt werden konnte, so konnte man füglich auch mich absetzen; denn ich kam voraussichtlich noch öfters in die Lage, die Rechte der Offiziere zu beschneiden. Deshalb mußte ich behaupten, Brittwitz sei abgesetzt worden wegen der Unteroffiziersversammlung, die er eigenmächtig und gegen den Willen des Bataillonsobmanns einberufen hatte.

In den Zusammenkünften des Bataillonsoldatenrats wurde die Angelegenheit besprochen und einstimmig beschlossen, Rettmann unter keinen Umständen preiszugeben.

Inzwischen verfolgte ich nach außen hin eine Politik der Versöhnung. Da für den zum Vertrauensmann aufgerückten Simon in der 6. Kompagnie eine Stellvertreterwahl notwendig war, ließ ich dort Versammlung abhalten und sprach zu den Leuten in diesem Sinne:

„Als ich hier meine erste Rede hielt — es war am Tage vor meiner Wahl zum Vertrauensmann dieser Kompagnie — beging ich den Fehler, eine Sache zu verallgemeinern. Kein Mensch kann leugnen, daß viele Chargierten sich während des Krieges durch Uebergriffe unbeliebt gemacht haben. Heute aber weiß ich, daß die Unteroffiziere der 6. Kompagnie wirklich gute Kameraden sind (ich sagte das trotz der auseinandergesprenkten Versammlung), die sich im Dienste nur insofern als Vorgesetzte benehmen, als die Kommandoerteilung es erfordert. Ich ziehe daher alle meine Worte von damals zurück, reiche den Unteroffizieren im Namen aller Mannschaften des Bataillons die Hand zur Versöhnung und indem ich sie als Kameraden willkommen heiße, schlage ich vor, zum Zeichen des Friedens als

Stellvertreter in den S.-Rat einen Chargierten zu wählen.“

Begeisterung durchbrauste den Saal bei diesen Worten. Genau wie damals, als ich das gerade Gegenteil — die Ausschaltung der Chargierten vom S.-Rat — gefordert hatte. Die Unteroffiziere waren mit mir ausgehöhnt, und ich hatte von dieser Seite höchstens noch schwachen passiven Widerstand zu befürchten.

Zum Stellvertreter wurde Off.-Stellv. Röhr gewählt, der sich inzwischen durch nachgiebige Haltung sehr beliebt gemacht hatte. Bizefeldwebel Sciuk (sprich Tschuk) aus Beuthen D.-S., bei den Mannschaften ebenfalls sehr beliebt, erhielt nur 3 Stimmen weniger als Röhr. Es wurde ein Protokoll angefertigt mit dem Bericht über den Verlauf dieser Versammlung und dem Ergebnis der Wahl, und eine Abschrift des Protokolls an Major Cleve gesandt. Dieser ließ mich ins Stabsquartier kommen und drückte mir in spontaner Gemütsaufwallung die Hand: „Man hat Sie mir viel schlimmer geschildert als Sie wirklich sind. Ich werde den Herrn Regimentskommandeur auf diesen günstigen Umschwung aufmerksam machen.“

Simon sagte mir, er bewundere meine geschickten Diplomatschachzüge. Ob wir nicht mal überlegen sollten, wie aus unsern Erfolgen persönliche Vorteile herauszuschlagen seien?

Inzwischen fand am 15. Februar in Breslau ein wichtiger Kongreß des Zentralsoldatenrats statt, zu dem alle Oblente des 6. Armeekorps eingeladen waren und den ich unter keinen Umständen versäumen wollte.

Gemeinsam mit Unteroffizier Wauer, dem Regimentsobmann, und Feldwebel Röhr, dem Obmann des 3. Bataillons, reiste ich am 14. abends nach Breslau ab. Unteroffizier Lux, Vertrauensmann der 7. Kompagnie, sollte mich für die Dauer meiner Abwesenheit beim Bataillonsstab vertreten.

Unterwegs, im Eisenbahnzug, besprachen wir die Vorfälle der verfloffenen Woche. Röhr behauptete, in seinem Bataillon klappe alles tadellos, nicht die geringste Reibung komme vor. Bisher hätten die Offiziere auch nicht den leisesten Versuch gemacht, die Befugnisse des S.-Rates anzutasten. Mein Vorgehen gegen Brittwitz habe in seinem

Bataillon ungeteilten Beifall hervorgerufen. Für die Offiziere aber, die etwa Lust hätten, den S.-Rat anzugreifen, habe der Fall Brittwitz als abschreckendes Beispiel gedient.

Wauer erzählte, er habe den Divisionskommandeur General v. Weber gesprochen, der sich in höchst abfälligen Worten über das 2. Bataillon geäußert habe. Wenn das so weitergehe, werde das Bataillon einfach aufgelöst, die Mannschaften nach Hause geschickt. Der Divisionsobmann Wietfeld (aus Redlinghausen i. W.) wolle mich in dieser Angelegenheit demnächst persönlich aufsuchen.

Auf Rettmann zu sprechen kommend, meinte Köhr, Rettmann müsse unbedingt gehalten werden. Ein Zurückweichen in dieser Frage wäre eine Niederlage, die alle Vorteile des Sieges über Brittwitz zunichte machen würde.

Es fiel mir auf, daß bei dieser Wendung des Gesprächs Wauers Benehmen ausweichend wurde.

* * *

Der Kongreß des Zentralsoldatenrats begann Samstag, den 15. Februar, nachmittags 2 Uhr, im großen Sitzungssaal des Stadtparlaments im Rathaus zu Breslau.

Alle Bänke waren besetzt. Landsturmmann Vogt, Korpsobmann, Vorsitzender des Zentralsoldatenrats und des Vollzugsausschusses des 6. A.-K., Mitglied der deutschen Nationalversammlung, eröffnete die Tagung.

Auf der Tagesordnung stand als wichtigster Punkt die Beschlußfassung bezüglich des Verhaltens des S.-Rates gegenüber den inneren Parteikämpfen. Bizefeldwebel Klippel, Dezerent im Zentralsoldatenrat, geißelte die bolschewistischen Bestrebungen des Grenzschutzes und der 117. I.-D. (Oberschlesien), verteidigte den Oberbefehlshaber Noske und verlangte zuletzt eine Adresse an das Reichsministerium, worin der Zentralsoldatenrat seine Zusicherung gab, daß er alle bolschewistisch-spartakistische Putschversuche niederschlagen helfe.

Diese Rede entfesselte einen Höllenlärm. Kultdedel wurden geschlagen, Pfiffe ertönten, Rufe: „Nieder mit Blut-Noske! Nieder mit der Weißen Garde! Die Offiziere

sind die Putzschmacher! Holt doch lieber Euren Wilhelm wieder! Nieder mit dem zweibeinigen Hund in Amerongen!“ Ich hatte meinen heimlichen Spaß an diesem Toben und beteiligte mich durch Zwischenrufe gegen den Erzkaiser lebhaft an der allgemeinen Radaumacherei.

Noch am Abend war die Versammlung zu keinem einzigen Beschluß gekommen. Jeder wollte reden, die Diskussion nahm kein Ende. Soviele Köpfe, sovielen Meinungen! Was mich bei diesen wenig oder gar nicht gebildeten Leuten am meisten belustigte, das war der sonderbare Umstand, daß jeder der zu Worte kam, im Brusttone tiefster Ueberzeugung und mit einer überlegenen Miene sprach, die deutlich zu erkennen gab, daß jeder sich selbst für die größte Leuchte hielt, für den einzigen Heilmacher, Retter, Erlöser. Keiner von allen wollte zugeben, daß er sich irren könne, oder daß ein anderer die Sache besser verstehe. Auch fiel mir auf, daß die Redner mit Eifer hohle Schlagworte verteidigten, die damals auf der Gasse herumlagen und schon durch ihren Wortbau zeigten, daß sie wenig in das Wesen der Dinge eindringen.

Das Unmögliche leistete hierin der Regimentsobmann vom 136. J. R. in Ramslau. U. a. verlangte er die völlige Beseitigung des Offiziersstandes. Allerdings behauptete er mit Recht, daß der Grenzschutz allmählich ein Unding werde.

Auch ich hielt eine Rede, die wahre Beifallsjaulen hervorrief. An der Front, so führte ich aus, sei jetzt Ruhe. Der Waffenstillstand mit Polen stehe vor der Tür, und die Tschechen würden sich lediglich auf die Sperrung ihrer Grenzen beschränken; man könne also deutlich erkennen, daß der Grenzschutz nur den Zweck habe, der Offiziersliga ein Machtinstrument in die Hände zu spielen zur Wiedereinsetzung des Kaisers.

Hier wurde ich durch wütende Schreie unterbrochen: „Lehmann*) hat uns im Elend sitzen lassen! Nieder mit Lehmann!“

Oder, so fuhr ich fort, denke man etwa daran, den Krieg mit England wieder aufzunehmen? Die Offiziere hätten ja neuerdings verbreiten lassen, Deutschland würde

*) Spottname, den die deutschen Soldaten für den Erzkaiser Wilhelm gebrauchten.

den Krieg gewonnen haben, wenn es noch 14 Tage ausgehalten, denn Lloyd George habe selbst eingestanden, England sei genau so gut am Ende seiner Kräfte gewesen wie Deutschland. (Spöttisches Gelächter, Rufe: „Das sind ja wieder die alten Lügen!“) Die S.-Räte mögen auf ihrer Hut sein, denn sie sind den geheimen Zwecken der alldeutschen Offiziere hinderlich, deshalb will man sie nach und nach beseitigen. Ich habe vor einer Woche den Oberleutnant von Brittwitz und Gaffron abgesetzt, weil er die Unteroffiziere auf seine Seite zu bringen suchte. (Rufe: „Monokelprittwitz?“) Jawohl, der Monokelprittwitz, der in der Mezer Garnison sich einen Harem eingerichtet hatte. (Rufe: „Bekannte Größe!“ schallende Heiterkeit.)

Der Vorsitzende Bogt bat, persönliche Angriffe zu unterlassen. Divisionsobmann Dudek von der 117. J.-D. führte aus, die angeblichen Bolschewistenputsche in Oberschlesien seien nichts als Regierungsmache; man suche nach einem Grunde, um in Oberschlesien Truppen halten zu können. (Rufe: „Koske steckt dahinter!“) Er, Dudek, habe seiner Division die Anweisung gegeben, sich gegenüber allen Ereignissen in Oberschlesien neutral zu verhalten.*)

In dieser Weise ging es fort bis zum Abend. Gegen 6 Uhr wurde plötzlich Stille geboten.

Der Vorsitzende verlas laut ein soeben eingegangenes Telegramm:

„Obmann Dennemeyer, 7. G. R., Breslau, Rathaus. Sofort Juliusburg zurückkehren, Wichtiges vorgefallen. v. Raczet, Leutnant.“

Mir fuhr ein eiskalter Schrecken ins Blut, der mir die Glieder lähmte.

Was war geschehen in Juliusburg? Hatte man meine lugemburger Nationalität aufgedeckt?

Die Tatsache, daß Raczet, stellvertretender Führer der 6., meiner Stammkompagnie, das Telegramm unterfertigt hatte, erhöhte die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme. Aber

*) Dudek war heimlicher Bolschewistenführer, deshalb suchte er die Maßnahmen des Oberkommissars in Oberschlesien gegen die Bolschewisten zu hintertreiben. Er wurde am 1. März 1919 abgesetzt, der gesamte Soldatenrat der 117. J.-D. aufgelöst. Ein Teil der Division, angeblich 8000 Mann, trat daraufhin mit Waffen und Gepäck zu den Aufständischen über. Näheres über Dudek auf Seite 121 ff.

wenn man glaubte, daß ich auf ein derartig plumpes Manöver hereinfallen würde, dann täuschte man sich jedenfalls. Jetzt hieß es so rasch als möglich stillschweigend verschwinden auf Nimmerwiedersehn. Wohin sollte ich mich wenden? Ach was, ganz egal wohin, nur fort, fort aus Breslau, fort aus Schlessen, fort aus Deutschland!

Wauer blickte mich an, sagte aber keinen Ton, obschon er ganz gut hätte wissen können, was vorgefallen war.

Unschlüssig darüber, was ich tun sollte, ging ich nach Schluß der Sitzung zum Bahnhof.

Da schlug plötzlich eine bekannte Stimme an mein Ohr.

„Hallo, Kamerad, du fährst wohl wieder nach Juliusburg?“

Es war Steiner, mein Stubengenosse; ein junger Mann von 20 Jahren. Er kam gerade mit dem 10-Uhrzug von Juliusburg auf Urlaub und erzählte mir, was geschehen war.

Durch Regimentsbefehl vom Freitag Abend war Rettmann für abgesetzt erklärt worden. Utffz. Wauer hatte mithin über meinen Kopf hinweg und ohne mich irgendwie zu Rate zu ziehen, dem Willen des Majors Aman nachgegeben. Das war eine Eigenmächtigkeit sondergleichen, denn in der Verfassung des S.-Rates hieß es ausdrücklich:

„Ein Soldatenrat, der gegen seine Anweisungen verstößt oder das Vertrauen seiner Wähler nicht mehr besitzt, ist durch den nächsthöheren Soldatenrat abzusetzen.“

Gegen diesen Artikel hatte Wauer in doppelter Hinsicht verstoßen. Weder hatte Rettmann seine Anweisungen überschritten, noch besaß er nicht mehr das Vertrauen derjenigen, die ihn gewählt hatten; außerdem war ich sein nächsthöherer Soldatenrat. Am meisten wütend war ich aber, daß Wauer mir auch dann nichts mitgeteilt, als das Telegramm verlesen war. Die Kameradschaftlichkeit hätte doch verlangt, daß er mir einen Anhaltspunkt gegeben. Aber Wauer war ein jugendliches Hasenherz, ein Waschlappen, der sein Eisernes Kreuz erster Klasse gewiß nicht ehrlich verdient hatte; er fürchtete anscheinend meine Vorwürfe ebenso sehr, wie er das beständige Loben des Regimentskommandeurs gefürchtet.

Aus dem, was Steiner mir an diesem Abend erzählte,

und was mir nachher gemeldet wurde, ergab sich folgendes Bild von den Ereignissen in Juliusburg am 15. und 16. Februar:

Wegen des Regimentsbefehls vom 14. abends war es zu einem schweren Aufruhr gekommen. Rettmann erklärte den Befehl für null und nichtig, proklamierte die Absetzung aller Offiziere seiner Kompagnie (wozu eigentlich nur der Bataillons-S.-Rat befugt war) und rief sich selbst zum Kompagnieführer aus. Sodann begab er sich persönlich von Strehliß, dem Standort seiner Kompagnie, nach Juliusburg und vereinbarte noch am selben Abend mit Simon einen gemeinsamen Operationsplan, beging aber anscheinend den unverantwortlichen Fehler, die 7. Kompagnie und die 2. M. G. K. über seine Absichten im Unklaren zu lassen.

Am Samstag Morgen, 15. Februar, ließ Rettmann die 5. Kompagnie antreten, Munition und Handgranaten verteilen und auf Juliusburg rücken. Fast kein Mann fehlte, nur einige Chargierte hatten sich unsichtbar gemacht. In Juliusburg fand die Vereinigung mit der 6. Kompagnie statt, bei der sich die Situation so abwickelte: Beim Antreten am Morgen erklärte Simon, die Kompagnie werde heute keinen Dienst machen, sondern das Eintreffen der 5. aus Strehliß abwarten, um dann gemeinsam mit ihr vorzugehen „zwecks Rückgängigmachung des gestrigen Regimentsbefehls.“ Darauf trat Leutnant v. Raczek vor und rief: „Wer mit Simon mitmachen will, trete zu ihm, die andern her zu mir.“ Nun gingen 5 Mann und sämtliche Chargierten zu Raczek über; die andern blieben bei Simon. Inzwischen rückte die 5. Kompagnie von Strehliß an. Die 7. Kompagnie, die eben im Strubelschen Saale exerzierte und sich weigerte, sich den andern anzuschließen vor Rückkehr des Bataillonsobmanns, wurde auseinandergejagt. Rettmann hielt eine Ansprache, um seine Leute anzufeuern: Mit Absicht sei der Obmann nach Breslau gelockt worden, weil man geglaubt habe, in dessen Abwesenheit seine, Rettmanns, Absetzung leichter durchzusetzen.

Nun formierten sich beide Kompagnien, 5. und 6., in Marschordnung. Raczek telephonierte an den Regimentsstab in Gutwohne, das Juliusburger Bataillon sei im Anmarsch, um das Regimentsstabsquartier zu stürmen. v. Aman

ließ darauf das F-Bataillon antreten und Munition ausgeben; die 3. M. G. R. wurde aus Latschine herübergeholt und mußte an der Wegkreuzung Juliusburg-Breslau — Gutwohne-Latschine Stellung beziehen.

Die beiden meuternden Kompagnien zogen aber nicht nach Gutwohne, sondern vors Stabsquartier in Juliusburg. Im strammen Gleichtritt rückten sie in den Schloßhof ein. Rettmann gab das Kommando: „Halt, Gewehr ab! Rührt!“ und während die Truppe, an 250 Mann, Gewehr bei Fuß im Schloßhof stand, begab sich Simon mit 6 Mann zum Bataillonskommandeur und verlangte die Rückgängigmachung von Rettmanns Absetzung. Cleve antwortete, er könne keine Absetzung aufheben, die er nicht ausgesprochen habe. Darauf erklärte Simon den Major für verhaftet.

Drei Mann faßten vor der Zimmertür des Majors mit aufgepflanztem Seitengewehr Posten. Rettmann besetzte das Bataillonsgeschäftszimmer und durchschnitt die Drahtleitung nach Gutwohne. Indes zerstreuten sich die Mannschaften großenteils, da ihnen die Geduld ausging, das Weitere abzuwarten.

Als mein Stellvertreter Lux erfuhr, daß eine Revolte im Gange sei, wußte er zunächst nicht, um was es sich eigentlich handelte: ob die Meuterei gegen die Offiziere oder gegen den S.-Rat gerichtet war. Er ließ die 7. Kompagnie sofort antreten, aber keine Munition austeilen. Ein Knecht vom Gutshof berichtete ihm, im Schlosse sei es nicht geheuer, worauf die Kompagnie, unter Führung des Landwehrleutnants Neumann, in Richtung auf das Schloß marschierte. Die dort noch etwa vorhandenen 50—60 Mann spähten hinter den Hecken des Parkes hervor und glaubten, das F-Bataillon aus Gutwohne sei im Anmarsch, um sie gefangen zu nehmen. Plötzlich gab jemand den Befehl zum Feuern. Ein paar Duzend Gewehrschüsse krachten gleichzeitig; Handgranaten schwirrten über die Hecke, fielen aber wegen der großen Entfernung zu kurz und richteten keinen Schaden an. Die 7. Kompagnie, die keine Patronen hatte, lief daraufhin auseinander. Zwei Mann, die gefallen waren, ließen sie liegen. Der Schnee war rot gefleckt mit Menschenblut.

Als die Gefallenen nachher aufgelesen wurden, stellte

es sich heraus, daß der eine, Gefreiter Hassemeier, einen schweren Kopfschuß bekommen hatte und schon tot war. Ein Gehirnteilchen war durch den Schußkanal am rechten Scheitelbein aus dem Schädel gedrungen und wurde in der Feldmütze gefunden, die neben der Leiche lag. Gefreiter Hassemeier war 36 Jahre alt und Vater von vier unmündigen Kindern. Im Zivilberuf war er Fabrikarbeiter in Breslau gewesen. Den ganzen Krieg hatte er in vorderster Front mitgemacht, meist an gefährdeter Stelle im Westen. Ein grausames Geschick hatte es gewollt, daß er nach Kriegsende durch die Hand eines Kameraden fallen mußte.

Grenadier W a w z i n e k, 26 Jahre, unverheiratet, aus Oberschlesien, hatte einen Bauch- und einen Schulterschuß bekommen. Der Schulterschuß rührte von einem Querschläger her und hatte eine entsetzliche Wunde verursacht. Pflege war nicht möglich gewesen, da der Bataillonsarzt, Stabsarzt Dr. B o d e aus Breslau, sich weigerte, von Gutwohne nach Juliusburg herüberzukommen. *) Wawzinek war im Zivilberuf Modellschreiner gewesen.

Sergeant W a w n i k (oder Wabnik), ebenfalls Oberschlesier, hatte einen Schuß durch den rechten Ellenbogen erhalten und behielt einen steifen Arm. Er mußte als $\frac{1}{2}$ erwerbsunfähig entlassen werden.

Leutnant Neumann lehnte, nachdem geschossen worden war, die Verantwortung für alles weitere ab und zog sich zurück, bat aber v. Raczeł, mich schleunigst herbeizutelegraphieren, da anscheinend ich allein noch imstande sei, auf die verheßten Leute beruhigenden Einfluß auszuüben. Das Telegramm erreichte mich aber zu spät, sodaß ich erst am Sonntag Morgen, den 16., gegen 8 Uhr morgens in Juliusburg eintreffen konnte.

Am Bahnhof Juliusburg standen Vorposten; auf dem Ladequai sah ich drei Maschinengewehre **) mit Bedien-

*) Dies ist bezeichnend für die sprichwörtliche Rücksichtslosigkeit der preussischen Militärärzte. Dr. Bode gebrauchte, später vom S.-Rat zur Rede gestellt, den schäbigen Entschuldigungsgrund, er habe geglaubt, Juliusburg befinde sich in den Händen meuternder Truppen und Offiziere dürften sich bei Gefahr sofortigen Erschießens dort nicht bliden lassen. In Wirklichkeit blieb er deshalb fern, um die Folgen der Meuterei möglichst schwerwiegend zu machen.

**) Jede deutsche Infanterie-Kompagnie verfügte über 4 leichte Maschinengewehre (L. M. G.'s genannt).

ungsmannschaften. Alles Leute von der 6. Kompagnie. Sie trugen Stahlhelme und Handgranaten im Koppelgurt.

Mit Jubel wurde ich empfangen. Kruczik, mein Stubengenosse (19 Jahre alt), war der Führer der Patrouille. Er erzählte mir, sie seien eigenmächtig an den Bahnhof gekommen, um fremde Truppen, die etwa eingreifen wollten, am Aussteigen zu verhindern. Wirklich waren die Mündungen der Maschinengewehre direkt auf die Gleise gerichtet.

Major Cleve und sein Adjutant v. Bercken waren nach etwa dreistündigem Stubenarrest wieder freigekommen, weil die Wache nicht abgelöst worden war. Diese, des Postenstehens müde, hatte einfach ihr Quartier aufgesucht. Das Schloß war spät nachts von der 7. Kompagnie besetzt worden; aus zwei Fenstern im ersten Stock blinkten Maschinengewehre. Die 5. Kompagnie war gegen Abend nach Strehlitz zurückgekehrt, mit der Absicht, am Morgen wiederzukommen. Die 6. Kompagnie hatte es vorgezogen, sich in ihr Revier zu begeben. Der tragische Tod des allseitig wegen seiner harmlosen Spässe beliebten Hassmeier hatte doch etwas ernüchternd gewirkt. Bedauerlicherweise stellte es sich heraus, daß ein zwanzigjähriges Mädchen, Fräulein Liesel Eberhardt, Tochter eines Gasthausbesizers, von einer verirrten Kugel in der Hüftgegend durchbohrt worden war. Hoffnungslos lag die Verwundete darnieder. Dieser traurige Fall erregte im Dorfe Angst, Verzweiflung und Wut über die Herrschaft der schier allmächtigen Soldateska.

Gleich nach meiner Ankunft aus Breslau erhielt die 2. M. G. K. von mir den Befehl, sofort alle Dorfausgänge in Richtung Strehlitz mit Maschinengewehren zu besetzen. Denn ich sah ein, daß die Wiedertekehr der rabiaten Strehlitzer unter allen Umständen verhindert werden mußte, wenn ich eine Wiederholung der gestrigen Vorfälle vermeiden wollte. Dem Unteroffizier Scharff, Bataillonschreiber, gab ich den Auftrag, an Rettmann zu telephonieren, die Kompagnie dürfe unter keinen Umständen nach Juliusburg kommen; ich selbst würde im Laufe des Nachmittags hinüberkommen.

Gegen Mittag wurde ich von Rettmann und Simon aufgesucht, die über meine Maßnahmen in unbändige Wut geraten waren. Ich erklärte ihnen aber, daß die Verant-

wortung für weiteres Blutvergießen jetzt auf mich fallen würde; ich sei aber nicht gesonnen, mein Gewissen mit dem Tode weiterer Kameraden zu belasten. Dem Major Cleve gab ich die ehrenwörtliche Zusicherung, es werde für seine Freiheit und Sicherheit Sorge getragen.

Um 2 Uhr nachmittags erschien Major v. Aman im Gutschloß. Ich hatte eine sehr ernste Besprechung mit ihm.

Ich warf ihm die Fehler vor, die er begangen hatte. Statt mit der Absetzung des Herrn v. Brittwik die Periode der Reibereien und Stänkereien zwischen Offizieren und S.-Rat als abgeschlossen zu betrachten, habe er auf die Beseitigung Kettmanns gedrungen. Den versöhnlichen Geist, den ich den Unteroffizieren entgegengebracht, habe er nicht beachtet, den Regimentsobmann Wauer habe er veranlaßt, ohne mein Wissen und über meinen Kopf hinweg Kettmann abzusetzen. Ich selbst hätte immer von dieser Maßregel abgeraten, weil ich den Geist im Bataillon gekannt und die bedauerlichen Ereignisse vorausgesehen habe.

Aman pflichtete mir bei, auch dann, als ich verlangte, die Angelegenheit müsse in diplomatischer Weise dem Divisionsobmann und dem Divisionskommandeur so berichtet werden, als sei sie infolge von Mißverständnissen und unvermeidlichen Verwicklungen entstanden. Offenbar fürchtete Aman, daß entl. auch ihm ein Teil der Verantwortung zugeschoben werden könne.

Die Untersuchung, die ich in den nächsten Tagen durchführte, ergab mit absoluter Deutlichkeit folgendes Bild: Kettmann hatte nach Kenntnisaufnahme seiner Absetzung unter den Mannschaften der Kompagnie Schnaps verteilen lassen. Dann h e l o g e r die Leute, es sei wieder ein Komplott geschmiedet gegen den Soldatenrat; ich sei nach Breslau gelockt und dort verhaftet worden, die 7. Kompagnie und die 2. M. G. R. seien bereits nach Breslau unterwegs um mich zu befreien.*) Nun erklärten sich die Leute bereit, anderntags nach Juliusburg zu rücken,

*) Es ist merkwürdig, welche Leichtgläubigkeit die Menge an den Tag legt, wenn sie in aufgeregtem Gemüthszustand von einem Aufwiegler verheißt wird. Die Leute mußten genau, daß in Breslau eine regierungstreue Garnison von mindestens 15000 Mann lag. Sie konnten sich also an fünf Fingern abzählen, daß zwei Kompagnien unmöglich so kopfloß sein konnten, nach Breslau zu marschieren, in der Absicht, die Freigabe eines Gefangenen durchzusetzen.

„um bis zur Wiedertekehr der beiden Kompagnien das Bataillonsgeschäftszimmer zu besetzen.“ Einige zwanzig Mann, die sich als Unruhmüßler schlimmster Sorte erwiesen, übernahmen es, die Stimmung zugunsten des Eingreifens die Nacht hindurch aufrechtzuerhalten. Als am Morgen Munition verteilt wurde, lehnten einige ab mitzumachen, da sie sahen, daß es unter Umständen gefährlich werden konnte. Ein Sergeant Peters (aus einem der in Belgien berückichtigten Sträflingsbataillone) hatte bei der Besetzung des Bataillonsgeschäftszimmers die Bataillonskasse an sich genommen, es waren aber nur alte Urlaubsgesuche darin. In seiner Enttäuschung zerschlug er die Kassette in tausend Stücke. Bei der Vernehmung gab er an, er habe die Kassette in Verwahr nehmen wollen, damit niemand sie stehle. Das glaubte ihm natürlich kein Mensch.

Die 6. Kompagnie hatte überhaupt keine Ahnung, worum es sich eigentlich handelte. Simon hatte zwar von der Rüdgängigmachung eines Regimentsbefehls gesprochen. Was aber der Inhalt dieses Befehles war, und weshalb er rüdgängig gemacht werden sollte, wußte und — fragte kein Mensch. Viele machten nur deshalb mit, weil sie hörten, die 5. Kompagnie sei im Anmarsch (und die 5. Kompagnie marschierte nur, weil Rettmann gesagt hatte, die 7. und die 2. M. G. K. seien bereits in Aktion getreten). Andere, weil sie nicht als Feiglinge gelten wollten; ein Bruchteil in der Hoffnung, bei einem etwaigen Durcheinander stehlen zu können. Dem Leutnant Kaczek konnte ich den Vorwurf nicht ersparen, daß er Simon nicht veranlaßt hatte, vor versammelter Mannschaft den Zweck des Unternehmens klarzustellen.

Die 7. Kompagnie hätte sich wahrscheinlich auch auf Seiten Rettmanns beteiligt, wenn sie darum ersucht worden wäre. Die Mannschaften der 5. und 6. Kompagnie waren jedoch mit derartig entschlossenen Gesichtern in den Strubelschen Saal gestürzt, daß die meisten davonliefen in der Meinung, diese beiden Kompagnien wollten üben. Beim Anmarsch der 7. Kompagnie auf das Schloß wußte von ihr noch niemand, gegen wen und gegen was es denn eigentlich losging. Drei Tage später waren sogar noch viele im Unklaren über die Motive,

die zu den Vorfällen Anlaß gegeben, und die Art und Weise, wie sich die näheren Vorgänge abgepielt hatten. „Wie ist es nur möglich, daß Kamerad Hassemeier tot sein kann?“ fragten sie sich und wußten keine Antwort. Hassemeier war außerordentlich beliebt gewesen als treuer Kamerad, guter Spaßmacher und flotter Tänzer.

Es ließ sich nie ermitteln, wer den verhängnisvollen Befehl zum Feuern gegeben hatte. Ja, nicht einmal die Namen der unglücklichen Schützen waren mit Sicherheit festzustellen. Keiner wollte es gewesen sein. Jeder, der durch mich vernommen wurde, gab an, als die Schüsse fielen, sei er auf dem Bataillonsgeschäftszimmer, oder im Schloßhof, oder da und da gewesen, und brachte Zeugen, die es bestätigten. Es war nichts herauszubekommen. Nur von Willimsky, der wegen seines kindischen Benehmens überall anstieß, wurde gemunkelt, er habe geschossen. Aber gerade gegen diesen konnte ich nicht vorgehen, da ich noch immer befürchten mußte, er könne durch seinen Vater meine Nationalität ans Tageslicht bringen. Ich nahm ihn mir aber unter vier Augen vor und drohte ihm: „Das Geringste, was du dir zuschulden kommen lässest, ist ohne Gnade und Erbarmen dein Tod.“ Ich wußte nämlich, daß er allerhand dumme Streiche verübte, sein Geld verspielte und den Bauern Hühner stahl. Meinem Quartierwirt, dem Bauern Zentsch, hatte er einmal aus Jux durch den Hut geschossen. Auch war es mir sehr lästig, den läppischen Jungen dauernd an den Rockschößen zu haben. Willimsky rächte sich an mir, indem er ausstreute, ich sei ein Franzose. Er schien also doch zu wissen, daß etwas mit mir nicht in Ordnung war. Das Gerücht verbreitete sich rasch, wurde aber von niemand geglaubt. Ein Franzose Vorsitzender des Soldatenrats beim deutschen Grenzschutz — nee, das war trotz des tollen Revolutionskarnevals denn doch zu spaßig. Willimskys Erzählungen hatten höchstens den Erfolg, daß eine Menge kleiner Anekdotchen meine sagenhafte Persönlichkeit umwoben. Und da die Menschen Sinn haben für das Mysterische, trugen dergleichen Sachen höchstens bei zu meiner unbedingten Autorität.

Simon und Rettmann behaupteten, wiederholt ausdrücklich gesagt zu haben, es dürfe nur in Notwehr ge-

schossen werden; auch sie brachten Zeugen, die dies angeblich gehört hatten.

Die Untersuchung verlief also im allgemeinen ohne praktisches Resultat. Rettmann blieb im Amte. Nach dieser verhängnisvollen Kraftprobe zwischen dem Regimentskommandeur und dem S.-Rat schien sich Major v. Aman mit den bestehenden Verhältnissen abgefunden zu haben. In Wirklichkeit gab Aman vorläufig nach, weil er seine Machtlosigkeit einsah; im Geheimen arbeitete er mit allen Mitteln, um einen entscheidenden Schlag gegen uns zu führen. Aus Kameradschaftlichkeit und weil ich in Anbetracht der Feindschaft der Offiziere prinzipiell nichts gegen S.-Ratsmitglieder unternehmen wollte, unterließ ich es, in den Versammlungen das Vorgehen von Simon und Rettmann zu tadeln.

Dagegen wurde ich gezwungen, am 19. Februar den Vertrauensmann Lux abzusetzen, der an allem ganz unschuldig war. Aber bei Mißerfolgen und Unglücksfällen verlangt die öffentliche Meinung immer einen Sündenbock. Die, welche an der unseligen Schießerei beteiligt waren, schoben immer dringender die Schuld auf Lux. Denn, so schlußfolgerten sie, wäre Lux mit der 7. Kompagnie zuhause geblieben, so wäre überhaupt nichts vorgekommen. Die bolschewistischen Elemente wühlten unter ihren Kameraden mit der Behauptung, Lux sei ein heimlicher Feind der Soldatenräte; er habe sich zum mindesten neutral verhalten müssen, anstatt zugunsten des Majors Cleve einzugreifen. Vergebens beteuerte Lux, er sei in Unkenntnis dessen gewesen, um was es sich gehandelt habe. Die Menge hatte ihn zum Opfer ausersehen und er mußte fallen.

Nach der Absetzung verlangte Lux seine sofortige Entlassung aus dem Grenzschutz. Als er bereits abgereist war, stellte es sich heraus, daß er die Kompagniekasse *) hatte mitgehen heißen. Es befanden sich darin namentlich viele

*) Alle Gelder wurden vom S.-Rat verwaltet. Bei den Kompagniefeldmeßern, Zahlmeistern usw. waren früher angeblich Veruntreuungen vorgekommen. So war den Mannschaften wenigstens erzählt worden von den S.-Räten, worauf die Leute natürlich beschloßen, die Gelder den S.-Räten anzuvertrauen. Wie diese damit umgingen, ist weiter oben und unten geschildert. Als erstes bewilligten sie sich selbst Tiefengehälter, Zulagen und Aufwandsentschädigungen. Auch mit denöhnungsgeldern wurde Unfug getrieben, wo es nur anging.

Strafgelder, die für Liebesgaben verwendet werden sollten. Ich wollte die Sache bekanntgeben, aber Simon hielt mich zurück: „Tue das nicht, die Leute würden sonst auch uns schärfer auf die Finger sehen.“

Was war mithin das Ergebnis des sinnlosen Zwischenfalls?

Die Macht des Soldatenrats stand vorläufig unantastbar da. Die S.-Rats-Delegierten konnten schalten und walten nach Belieben, Requirierungen vornehmen, Beschlagnahmen anordnen, Verhaftungen vollziehen, frei über Heeresgut disponieren.

Die Mannschaften, die ihnen hierzu verholfen, hatten dies mit dem Tode zweier Kameraden gebüßt; sie mußten nach wie vor Dienst machen und gehorchen, und empfangen weiter ihre 6 Mark täglichen Sold. Kamerad Hassemeier ließ eine trauernde Witwe mit 4 unmündigen Kindern im Elend zurück. Auch das Leben Unbeteiligter war gefährdet worden.

Das einzige, was ich für den gefallenen Hassemeier tun konnte, war ein ehrenvolles Kriegerbegräbnis auf dem evangelischen Friedhof in Juliusburg, und eine Sammlung unter den Soldaten zugunsten der Witwe. Kamerad Wawzinek hinterließ keine Angehörigen.

Es muß noch gesagt werden, daß nach meinem Crachten und so wie ich meine Leute kannte, die Unterminierung der Gemüter mit Schlagworten sehr dazu beigetragen hatte, daß so Viele an der Kettmannschen Expedition teilgenommen. Es war unter den Leuten eine wild unter der Oberfläche kochende Wut gegen die Offiziere entfacht worden. Diese Wut entsprang aus der Einsicht von der eigenen unverschuldeten wirtschaftlichen Notlage und dem täglichen Anblick solcher, die es besser hatten: die Schlossherren, die vielen Bauern, die Offiziere. Als zum bewaffneten Eingreifen aufgerufen wurde, glaubten viele, jetzt gehe es den Reichen an den Kragen. Zu spät, viel zu spät oder überhaupt niemals sahen sie ein, daß sie lediglich sich selbst gegenseitig beschossen und einige ihrer besten Kameraden getötet hatten. Hassemeier und Wawzinek waren Proletarier gewesen. Im Kampf gegen die Besitzenden waren also lediglich Proletarier gefallen. Die

Offiziere und alle Uebrigen, denen die Erbitterung eigentlich galt — die aber an der Notlage der Leute völlig unschuldig waren — hatten sich bei der Meuterei nicht blicken lassen.

Den Nutzen von den blutigen Vorgängen hatte also ausschließlich der Soldatenrat. Den Schaden hatten die Proletarier-Soldaten. Waren aber Simon, Kettmann und Konsorten der für sie gebrachten Blutopfer würdig? Wir werden es bald sehen.

Hr. Eberhardt, deren tragisches Geschick sie in den Bereich unserer Kugeln geführt hatte, ist geheilt worden; die Aerzte verheimlichten ihr aber nicht, daß sie zeitlebens lahm bleibe.

Daß die ganze Geschichte eigentlich viel schlimmer verlaufen wäre, wenn bei dem Zusammenstoß die 7. Kompagnie Schußwaffen getragen hätte — daran dachte im Trubel dieser Tage kein Mensch.

* * *

Eine sturmbewegte Periode begann, in der die Bauern von Juliusburg und Umgegend schlimme Tage erlebten. Eine Zeit voll berauschten Machtgefühls, aber auch voll der Erkenntnis von der Niedrigkeit der Menschen und dem nie dagewesenen Schwindel einer jynischen Gaunerbande.

Die Bauern und Kaufleute von Juliusburg waren auf Anordnung der Reichsbehörden bereits vor unserm Eintreffen der sog. *E i n w o h n e r w e h r* angegliedert worden. Die Einwohnerwehr hatte den offiziellen Zweck, die Grenzschutztruppen zu unterstützen für den Fall, wo die Polen ins Land einfallen würden. In Wirklichkeit war diese Einrichtung eine plumpe Nachahmung des schweizerischen Mobilisierungssystems. Es gehören der jetzt noch bestehenden Einwohnerwehr nur gediente Leute an, die bei der Demobilmachung mit Militäreffekten entlassen wurden. Bald nach Waffenstillstand verteilte die deutsche Regierung Infanterie- und Maschinengewehre nebst Munition an die Dorfbewohner im ganzen Reich. Wo man die Polen- oder Tschechengefahr nicht als Vorwand benutzen konnte, mußte die angebliche Befürchtung von Spartakistenputschen herhalten.

Auf diese Weise ist Deutschland in der Lage, ein organisiertes, bewaffnetes und eingekleidetes Millionenheer in einem Augenblick auf die Beine zu stellen. In Juliusburg war die Einwohnerwehr folgendermaßen gegliedert: Ein demobilisierter Feldwebel, Fritz Butte, versah die schriftlichen Arbeiten, machte die Rapporte und funktionierte als Unterbefehlshaber; Hauptmann a. D. v. Ketter, der „Ortskommandant“, erhielt seine Befehle vom Grenzschutzkommando Großwartenburg. Auf Anweisung von dort hatte er in Fällen drohender Gefahr Alarm blasen zu lassen, seine Leute zu vereinigen und mit ihnen an die Front zu marschieren.

Die Einwohnerwehr war im Einverständnis mit dem Vollzugsausschuß des Reichs-Arbeiter- und Soldatenrats gebildet worden. Dieser Umstand beweist, daß die führenden deutschen Revolutionäre entweder nicht begriffen, welche Absichten die Reichsregierung verfolgte, oder daß sie trotz ihres angeblichen Kampfes gegen den Militarismus heimliche Anhänger des Revanchekrieges waren.

Nachdem die eben geschilderte Meuterei von mir unterdrückt worden war, versammelte Hptm. Ketter seine Bauern im Schloßhof und brachte sie zu dem unsinnigen Beschluß, bei Wiederholung eines derartigen Vorgangs mit bewaffneter Hand gegen die Rätetruppen einzuschreiten. Ketter räsionierte allerdings ganz richtig: die Bürger hätten durchaus nicht nötig, sich in ihrer Ortschaft etwas bieten zu lassen; es könne leicht ein Unbeteiligter erschossen werden, wie der Fall des Frh. Eberhardt beweise. Auch sei es nicht ausgeschlossen, daß bei einem Zusammenstoß mit Handgranaten und Maschinengewehren gekämpft würde, wobei das Eigentum der Bürger erheblich zuschaden käme.

Die Sache leuchtete zwar den Bauern ein, aber uns nicht. Mir speziell war die Einwohnerwehr ein Dorn im Auge, da ich den Schwindel längst durchschaut hatte; ich nahm mir vor, die Versammlung auf dem Schloß zum Anlaß zu nehmen, um gegen die Einwohnerwehr im allgemeinen und den adelsstolzen Ketter im besonderen vorzugehen.

Im Bataillonssoldatenrat kamen wir zu der Ansicht, Ketter habe dem S.-Rat den Krieg erklärt. Es wurde

daher beschlossen, nicht länger zu warten, sondern den Fehdehandschuh sogleich aufzuheben.

Schon um 12 Uhr mittags desselben Tages hing an allen Straßenecken folgender

Befehl.

Vorsitzender des Soldatenrats.

Stabsquartier, 18. 2. 19.

II. Bati. G. R. 7.

Sämtliche Mitglieder der Einwohnerwehr von Juliusburg werden hiermit aufgefordert, bis 19. Februar 12 Uhr mittags alle in ihrem Besitz befindlichen Fieb-, Stich- und Schußwaffen sowie alle Munition auf dem Bataillonsgeschäftszimmer im Gutschloß abzuliefern. Munition und Militärgewehre werden beschlagnahmt, Jagdgewehre nach Abzug der Truppen den Eigentümern wieder zur Verfügung gestellt.

Wer dieser Aufforderung nicht nachkommt, setzt sich sofortigen schwersten Repressalien aus.

Für den F.-R.:

R. Dennemeyer,
Obmann.

Bis zum folgenden Mittag waren 60 Gewehre abgeliefert. Mehr waren nach der Liste auf dem Bürgermeisteramt nicht verteilt worden. Daher nahm ich davon Abstand, durch starke Patrouillen Hausdurchsuchungen vornehmen zu lassen, wie ursprünglich beabsichtigt war. Als ich aber selbigen Tages gegen Mitternacht mit mehreren Kameraden meinem Quartier zuschritt, wurden aus geringer Entfernung vier scharfe Schüsse auf uns abgegeben. Die Kugeln durchschlugen den Staketenzaun vor meinem Quartier und prallten klatschend an der Giebelmauer ab. Deutlich sah man am Morgen die Spuren.

Jetzt flogen aber Späne! Ganz egal, von welcher Seite dieses Attentat ausgegangen war, — es mußte einfach dreingeschlagen werden. Irgend jemand mußte herhalten.*)

Da wir uns gerade mit den Bauern in den Haaren lagen, kehrte sich diesmal die ganze Wut der Soldateska gegen jene: erstens weil hier weniger Widerstand zu erwarten war, und zweitens weil bei den Bauern auf Beute gehofft werden konnte.

*) Es ist sehr leicht möglich, ja wahrscheinlich — wenn überhaupt der Anschlag mir galt — daß er von einem Soldaten ausgeübt wurde, der wegen mehrfacher Entziehung von Strafgebern Rachegefühle gegen mich hegte. Ich hatte deutliche Anhaltspunkte für die Täterschaft eines Grenadiers Stutenbrock aus Braunschweig.

Meine Begleiter an jenem Abend, namentlich mein Stubengenosse Keimig, schufen am folgenden Morgen eine gefährliche Atmosphäre unter den Mannschaften: Aus But hätten die aufgeheizten reaktionären Bauern einen Anschlag auf mich verübt. Zahlreich kamen die Leute in mein Quartier, um die Kugelspuren in Augenschein zu nehmen. Sie wunderten sich, daß ich als Obmann ein so schlechtes Quartier hatte. „Schmeiß doch den Major aus dem Schloß und beziehe' dort Quartier, Kamerad!“ — „Nee, mein Lieber,“ antwortete ich; „so vornehm sind wir nicht. Warum soll ich's besser haben als ihr?“

Das erfüllte die Leute mit Begeisterung.

Nach Dienstschuß um 11 Uhr ging eine wilde Jagd los. Patrouillen von je sechs Mann wurden ausgesandt um Hausdurchsuchungen nach verborgenen Waffen abzuhalten. Meine Leute waren ausgerüstet wie zum Kampfe: Handgranaten im Koppelgurt, Seitengewehr aufgefingelt und die Patronentaschen mit Munition wohlgefüllt; trotziges Gesicht blickte unter den Stahlhelmen.

Mit größter Rücksichtslosigkeit wurde jedes einzelne Haus abgesehen. Matratzen und Strohsäcke wurden aufgerissen, aber nichts fand sich. Bürgermeister Rohmann weigerte sich, seine Amtswohnung durchsuchen zu lassen. Da warf ihm die Patrouille Amtsschränke, Schreibtisch, Aktensappen, Dokumente, Stühle bunt durcheinander. Der Polizist wurde im Arrestlokal hinter Schloß und Riegel gebracht, das altersschwache, ehrwürdige Amtssofa aufgeschlitzt und die Polster durchwühlt.

Aus Haß gegen die Deutschen, die sich immer damit brüsteten, von den Kriegsgreueln im eigenen Lande nichts erfahren zu haben, hatte ich unter meinen Leuten die Parole ausgegeben: „Benehme Euch wie in Feindesland.“ Es läßt sich mithin denken, wie die Bande gehaust hat. Frauen wurden geschlagen, die Möbel mit genagelten Kommistiefeln traktiert. Natürlich wurde die Gelegenheit zum Stehlen ausgiebig benutzt: Leinen, Kleider, Schuhe, Bargeld verschwanden aus den Schränken. Beim Bürgermeister wurden gestohlen die Zigarren, die Schreibtischgarnitur, eine goldene Taschenuhr, die auf dem Schreibtisch lag; die Geldkassette entging glücklich den gierig zupfassenden

Griffen der Räuber. Bei Strubel, der unter meinem persönlichen Schutze stand, kamen Zigarren und Liköre abhanden; bei Eberhardt wurde die Schenke zertrümmert. In einer Weinkneipe neben Strubel, wo die Offiziere viel verkehrten*), zerstückte die Patrouille die Marmortischchen. Auch im Schloß wurde alles durchstöbert; nur die Zimmer des Majors Cleve und seines Adjutanten blieben verschont.

Jedenfalls sind die Juliusburger Bürger am 19. Februar anno 1919 tüchtig „gelaust“ worden.

Während dies geschah, pflog der Soldatenrat gemütliche Zusammenkunft in Strubels Honoratiorenzimmer bei Kuchen, Kognak und Zigarren. Indes durchzogen die Patrouillen im Taktschritt die verödeten Straßen, auf denen kein Zivilist sich blicken ließ. Man wähnte sich in einer feindlichen, von den Einwohnern verlassenen Ortschaft, so sehr herrschten Schrecken und Furcht im Städtchen.

Im S.-Rat wurde beschlossen, gegen das „Zivilpaß“ in Zukunft schonungslos vorzugehen, vor allem umfangreiche Requirierungen vorzunehmen, um die Bauern mal gehörig zu „zwiebeln“. Dabei rechneten wir stark auf die grenzenlose Wut, die sich in den Kriegshungerjahren in den Herzen der Proletariersoldaten gegen die Landbevölkerung angesammelt hatte. Auch überschlugen einige in Gedanken rasch den Gewinn, den sie aus den requirierten Waren für sich selbst zu erzielen gedachten.

In den Versammlungen wurde nunmehr das Prinzip von der „Mehrheit des Proletariats“ zum Leitmotiv erhoben. Die Soldaten-Kameraden, zusammengesetzt aus Arbeiter-Proletariern, seien die berufensten Vertreter dieser Mehrheit, weil sie eben die Mehrheit gegen die Angriffe der „nicht arbeitenden Klassen“ mit der Waffe in der Hand verteidigten. Wir sorgten natürlich dafür, daß der Rehrhim immer derselbe blieb: „Der Soldatenrat bildet die ausübende Gewalt, das Exekutivkomitee der Mehrheit.“

Deshalb alle Macht den Räten, den berufensten Vertretern des Arbeiterproletariats! Das war der Kampfruf jener Tage.

*) Der Name des Besitzers ist mir nicht mehr erinnerlich.

Es war direkt köstlich zu sehen, mit welcher kindlichen Ueberzeugung die Leute auf diesen doch so leicht zu durchschauenden Schwindel hereinfließen. Mit Eifer und Hingebung widmeten sie sich unserer Sache. Sie gaben dafür ihren Schweiß; Hassenmeier und Wawzinek hatten ihr Leben gegeben, Sergeant Wabnik und Frl. Eberhardt ihre Gesundheit. Wir heimsten die Früchte ein. Es erschien uns nützlich, die Mannschaften zu pünktlichem und schneidigem Dienst zu veranlassen; wir hofften so auf Seiten der Führung, die sich etwa bei Koste hätte beschweren und die Auflösung des Bataillons herbeiführen können, weniger Widerstand zu begegnen. Durch geschicktes Operieren war unter den Truppen allgemein die Auffassung hervorgerufen worden, der Soldatenrat wolle nur das Beste des Mannes. Deshalb kostete es uns nur eine Bitte, um eine Welle von Dienstteifer zu erzeugen, der einer besseren Sache würdig gewesen wäre.

* * *

Hauptfaktor in dem Bestreben zur Aufrechterhaltung unseres Prestiges bei den Mannschaften war deren gute Verpflegung und pünktliche Entlohnung.

Unter meinem Oberbefehl wurde eine radikale Aenderung des Verpflegungswesens durchgeführt. Vizefeldwebel Tamm, diensttuender Verpflegungsoffizier des 2. Bataillons, wurde ohne viel Federlesens abgesetzt und seine Funktionen dem Vertrauensmann Simon übertragen. Als Grund zur Absetzung diente folgender Vorfall: Tamm sollte sog. „Hindenburglichter“ (Windlichter) verteilen zur Beleuchtung der Quartiere, behauptete aber, vom Delsler Proviantamt noch keine empfangen zu haben. Ein Soldat hatte jedoch im Quartiere Tamm eine ganze Kiste voll Hindenburgkerzen unter dem Bette bemerkt, wo sie auch prompt hervorgeholt wurden. Natürlich lag die Vermutung nahe, Tamm habe die Lichter verheimlichen wollen, um sie später für eigene Rechnung an den Mann zu bringen.

Simon hatte mir eine ganze Woche lang in den Ohren gelegen, bevor ich mich dazu hergab, ihm die Verpflegung zu übertragen. Denn ich kannte seine Absichten. Von den Rationen, die beim Proviantamt in Dels für uns bestimmt

waren, erreichten uns fortan nur noch solche Ingredienzien, die für die Aufrechterhaltung des Betriebes in den Feldküchen notwendig gebraucht wurden: Kohle, Salz, Glycerin *), Brot. Alles andere wurde von Simon sogleich an Schieber abgesetzt, zu horrenden Preisen. Was wir zum Kochen nötig hatten, mußten die Bauern hergeben, gemäß dem bolschewistischen Grundsatz: Die wirtschaftlich Starken müssen zu den Staatsleistungen herangezogen werden.

Fast täglich requirierten wir jetzt Rühе, Rinder, Schweine, Kartoffeln, Erbsen, Bohnen. Natürlich unter Androhung von Gewalt, was sich folgendermaßen abspielte: Eine Patrouille von 6 Mann wurde zu irgend einem Bauern gesandt, in dem für solche Fälle von mir vorgeschriebenen Anzug: Stahlhelm, Sturmriemen ums Kinn, Handgranaten im Gurt. Im Hause des vorbezeichneten Gutsbesizers angekommen, präsentierte der Patrouillenföhler dem Bauern einen Zettel, auf dem in Maschinenschrift etwa folgendes zu lesen war:

„Stabsquartier, 1919. — Sie werden hiermit aufgefordert, dem Föhler dieser Patrouille unverzüglich ein Kind (oder eine Kuh, 20 Zentner Kartoffeln usw.) auszuhändigen, gegen Empfang dieses Scheines, der Ihnen als Quittung dient für Zahlung von Mark durch die Reichsbankhauptkassę in Berlin. Im Weigerungsfalle wird sofort Gewalt angewendet. Der Vorsitzende des S.-Rates:

Stempel des S.-Rats. (Unterschrift)“

Es kam nie vor, daß sich jemand geweigert hätte. Denn für Patrouillengänge wurden die größten Rowdies ausgesucht, entschlossen blickende Leute, die fähig waren, für ein Stück Butterbrot einen Menschen über den Haufen zu schießen. Und die Bauern kannten ihre Pappenheimer. Auch mochten sie hoffen, daß die Reichsbank unsere Gutscheine honorieren würde. Letzteres war selbstverständlich ausgeschlossen, da wir zu unserm Vorgehen von keiner Seite ermächtigt waren.

In den Feldküchen gab es prächtiges Essen: Erbsen mit Speck und Kartoffeln, Rindsgulasch, Schweineschmalz

*) Wurde zum Garkochen des Essens zwischen die Doppelwandung des Kessels gegossen.

als Brotaufstrich zum Frühstück. Aber das Unerhörteste war die neue Einrichtung, die ich getroffen. Bei den deutschen Armeen gibt es nur einmal täglich warmes Essen, nämlich eine Suppe zu Mittag. Ich ließ nun beim zweiten Bataillon mittags und abends eine vollständige Mahlzeit kochen; mittags z. B. Rindfleisch mit Gemüse, abends Erbsen mit Speck, ein Leibgericht, nach dem sich die Leute buchstäblich die Finger leckten. Diese Tat steht ohne Zweifel einzig da in den Annalen des preußischen Heeres. Selbst die Offiziere schickten zur Feldküche, um sich Essen holen zu lassen!

Da uns bekannt war, daß der ostpreußische Grenzschutz und die Eiserne Division in Kurland 10 Mark Zulage bekamen, war bei sämtlichen Soldatenräten der 9. I.-D. eine Aktion eingeleitet, die schließlich den Erfolg hatte, daß der Zentralsoldatenrat auch für den schlesischen Grenzschutz 10 Mark (statt bisher 5) bewilligte. Von dieser Maßnahme profitierten auch die Offiziere; diese befanden sich oft genug in mißlichen Geldverhältnissen und begrüßten die Solderrhöhung fast noch freudiger als die Mannschaften. Wir verfehlten selbstverständlich nicht, den Leuten klarzumachen, daß sie ihre vermehrte Löhnung hauptsächlich dem Betreiben unseres Bataillons-S.-Rates zu verdanken hätten. Das war die Politik der Demagogie.

Bei dieser Gelegenheit kann ich mir eine kleine Betrachtung über die menschliche Voreingenommenheit nicht versagen. Vor dem Waffenstillstand, als die bolschewistischen Agenten unter den Soldaten Propaganda machten, war eines ihrer wirksamsten Aktionsmittel der Hinweis auf die hohen Gehälter der Offiziere. Die Soldatenräte aber bewilligten sich Extrazulagen von 20 Mark täglich. Wir hatten also nebst freier Verpflegung usw. mit der Grenzschutzzulage von 10 Mark ein Tageseinkommen von dreißig Mark außer der mobilen Löhnung unseres jeweiligen Dienstgrades. So sehr die Mannschaften auch früher gegen die Gehälter der Offiziere wüteten und „gleiche Löhnung, gleiches Essen“ forderten *), so fiel es ihnen doch nicht ein,

*) Ein deutscher Soldatenspruch lautete während des Krieges: „Gleiche Löhnung, gleiches Essen, dann wär' der Krieg schon längst vergessen.“

sich wegen der Riesensummen aufzuregen, die von den Soldatenräten verschlungen wurden.

Allerdings bildete die Zulage nur einen Teil der Einnahmen, die in die Taschen der S.-Ratsdelegierten flossen. Es kam soweit, daß die Strafgeelder, die den Mannschaften beim Löhnungsappell entzogen wurden, den Kompagnievertrauensleuten zu Trinkgelagen dienten. Die Requirierungen wurden teilweise zu Geld gemacht. Die Kompagnie-S.-Räte hatten feste Abnehmer, Schieberjuden aus Breslau, die das „überschüssige Requisitionsgut“ gerne kauften. Ich darf von mir sagen, daß ich derartige Schweinereien nicht mitmachte; das Hauptquartier der amerikanischen dritten Armee in Koblenz, bei der ich auf meiner Flucht aus Deutschland später eintraf, kann bezeugen, daß keine unrechtmäßig erworbenen Gelder in meinem Besitze waren. Aber ich konnte im Interesse der Selbsterhaltung gegen diese Betrügereien absolut nichts unternehmen.

Die Mannschaften nahmen sich am S.-Rat ein Beispiel und requirierten für ihre privaten Zwecke, namentlich Butter. Einer armen Frau wurden 3 Eier, die sie für ihr krankes Kind sich vom Munde abgespart, aus dem Küchenspind weggenommen. Die Domäne Karlsburg, nordöstlich von Juliusburg, wurde von einer mehrköpfigen bewaffneten Soldatenbande rein ausgeplündert; alles was sich an Butter und Rauchfleisch dort vorfand, war beim Weggang der Soldaten verschwunden. Niemand mehr war seines Eigentums sicher.

Unterdes arbeitete der Bataillons-S.-Rat mit Hochdruck, denn es stand zu befürchten, daß wegen seiner Uebergriffe und der unerhörten Disziplinlosigkeit der Mannschaften seitens der Reichsregierung Maßnahmen ergriffen wurden. Bereits hatte mich in dieser Angelegenheit der Divisionskommandeur General v. Weber zu einer gemeinsamen Besprechung mit dem Divisionsobmann ins Divisionsstabsquartier *) geladen. Stabschef Graf von Waldersee beteiligte sich an dieser Unterredung. Weber, ein dicker, martialisch aussehender Mann mit englisch gestutztem

*) Dieses befand sich im Schloß des deutschen Erbprinzen zu Dessau, in welchem auch das Proviantamt der Division untergebracht war.

Schnurrbart, empfing mich mit Vorwürfen wegen der Ereignisse mit Brittwik und Kettmann. Er verlangte von mir drakonische Maßregeln gegen Disziplinarvergehen und sagte, er habe an Noske und Scheidemann geschrieben wegen meiner eigenmächtigen Befehlserlasse. Das sei eine vorbereitende Maßnahme zur Einführung des bolschewistisch-spartakistischen Räteregimes. Ich verteidigte mich: die Offiziere seien nicht in der Lage, die Truppen zusammenzuhalten, auch mir gelinge dies nur unter Preisgabe einiger überflüssiger Disziplinarvorschriften. Graf Waldersee (Neffe des Oberbefehlshabers der Chinaexpedition) erklärte, es würden Pläne ausgearbeitet, um das 7. Grenadierregiment aufzulösen.

Auf dieses bedeutsame Ereignis hin hielten Simon und Kettmann die Zeit zum Handeln für gekommen.

Sie deckten mir offen ihre Karten auf: daß sie bolschewistische Agenten seien und den Auftrag bekommen hätten, mich, als den mächtigsten revolutionären Faktor beim Grenzschutz, zu den militanten Bolschewisten herüberzuziehen.

Am 22. Februar nachmittags fragte mich Simon, ob ich mit einem Spartakistenführer eine Besprechung haben wolle. Ich sagte zu und die Besprechung sollte am kommenden Sonntag Nachmittag drei Uhr stattfinden.

Ich pflegte zuweilen auf Strubels Pferd „Wanderbursch“ einen kleinen Ausritt zu machen, um in der frischen Winterluft Klarheit in meine Gedanken zu bringen; das betrachteten die verblendeten Soldaten nicht als Vorrecht, obschon es den Offizieren vom Bataillonschef abwärts vom Soldatenrat verboten worden war, im Dienste oder außer Dienst ein Reitpferd zu benutzen.

Am 23. um die angegebene Stunde sollte ich mich zu Pferde an der Wegkreuzung Latschine-Gutwohne — Juliusburg-Breslau einfinden und dort aus Richtung Namslau einen feldgrauen Soldaten auf einer Fuchsstute erwarten.

Der Mann, den ich anderntags dort traf, war ein direkter Abgesandter Sufinskis. Meine Gestalt und mein Pferd waren ihm durch Kettmann oder Simon beschrieben worden. Wir ritten schweigend eine kleine Strecke in Richtung Juliusburg, bis die weiße Dämmerung der Winternacht

wich. Dann sprengten wir quer über die Felder gen Dels, um von keinem unberufenen Ohr belauscht zu werden.

Mein Begleiter nannte sich Radek und gab an, ein Verwandter von Karl Radek zu sein. Ich zog in Gedanken diese Angabe in Zweifel, da mir bekannt war, daß Karl Radek eigentlich Sobellsohn hieß.

Pseudo-Radek kam aus Namslau, wo er als angeblicher Meldereiter der 117. I.-D. übernachtet hatte. Er erzählte, die Augen des gesamten Weltproletariats seien auf Deutschland gerichtet. Leider drohe sich aber in Deutschland ein ganz rapider Stimmungsumschlag zu vollziehen; es müsse daher noch rechtzeitig mit Gewaltmitteln eingegriffen werden, um den bolschewistischen Sieg zu verwirklichen. Ob ich auf dem Boden des Rätegedankens stehe?

Ich erachtete es für nützlich und den Umständen angemessen, eine bejahende Antwort zu geben.

„Nun wohl, so werden Sie uns doch helfen, das Räte-system überall zu verwirklichen?“

„Das bedarf reiflicher Ueberlegung.“

Auf das hin schieden wir. Zuvor hatte Radek mir noch einen persönlichen Brief Susinskis übergeben.

In der Nacht hatte ich hinter verschlossenen Türen eine lange, zum Teil recht bewegte Unterredung mit Simon und Rettmann.

Die Beiden schilderten mir, auf welche Weise sie unter die Bolschewisten gekommen waren. Nach Waffenstillstand hätten sie in Breslau mittellos auf der Straße gelegen. Da habe ihnen ein obererschlesischer Kamerad, den sie von ihrer Dienstzeit im „Pirunje-Regiment“ (11. I.-R.) her kannten*), viel Geld gezeigt und sie ins Parteibüro der Unabhängigen Sozialdemokraten geführt, wo sie durch einen Agenten namens Herz für die Bolschewisten angeworben wurden. Erst sollten sie nach Berlin gehen, um in die Spartakistengarde aufgenommen zu werden. Da aber damals der Grenzschutz ins Leben gerufen wurde, erhielten sie, wie viele andere die Mission, sich beim Grenzschutz anwerben zu lassen, um bolschewistische Agitation zu treiben. Herz gab ihnen eine

*) Dieses Regiment wurde so genannt, weil es sich größtenteils aus Oberschlesiern zusammensetzte, die den Spottnamen „Pirunje“ haben (von piruna = zum Donner).

richtiggehende alphabetisch geordnete Schlagwortliste mit auf den Weg, sowie schriftliche Richtlinien für ihr Vorgehen.

Sie hatten über meine Tätigkeit berichtet und von Breslau die Frage bekommen, ob sie mich für ehrgeizig hielten. Auf ihre bejahende Antwort erhielt Simon einen Brief aus Sosnowice (Kongresspolen), worin er gebeten wurde, dem Ueberbringer, einem Soldaten der 117. I.-D., frei und ohne Furcht mitzuteilen, ob Kadek mich am 23. Februar aufsuchen dürfe. Dieser Bote war tags zuvor wieder abgereist.

Sufinski, ein Deutschpole, galt vor dem Krieg als Führer der oberschlesischen Sozialdemokratie. Durch welche Ereignisse er in die extreme Richtung geriet, ist mir nicht bekannt. Nach der russischen Novemberrevolution hieß es auf einmal von ihm, er sei nach Rußland gegangen; die deutsche Zensur verbot der Presse, diese Nachricht zu veröffentlichen. Ich war sehr verwundert, jetzt, nach Waffenstillstand, Sufinski aus der russischen Versenkung wieder auftauchen zu sehen.

Aus dem Schreiben, das Sufinski an mich abgefaßt und welches mir von Kadek übergeben worden war, entnahm ich, daß er im Auftrag Lenins nach Mitteleuropa zurückgekehrt war.

Der ziemlich zusammenhanglos, aber in flüssigem Deutsch geschriebene Brief begann mit der Erörterung meiner Tätigkeit beim Grenzschutz, die in Sufinski die Ueberzeugung wachgerufen hatte, daß der Grenzschutz unter Umständen eine entscheidende Rolle spielen könne. Ob ich damit einverstanden sei, mit ihm persönlich zu unterhandeln zwecks Aufstellung eines gemeinsamen Aktionsplanes? In diesem Falle solle ich den Abgesandten Kadek am folgenden Tage, Montag, 24. 2., wieder erwarten und ihm mitteilen, wann und wo ich mit Sufinski zusammenkommen wolle. In einer Nachschrift hieß es noch, Geld sei für alle Fälle genug vorhanden; ich möge nur dem Abgesandten Kadek die Summe nennen, die ich evtl. benötigen würde.

Simon und Rettman drangen nun in mich, ich solle aus diesem Angebot den größtmöglichen Vorteil ziehen und sofort 100 000 Mark verlangen. Das Geld sollten wir teilen

und mit der Beute ins Ausland verschwinden. Was liege an dem ganzen bolschewistischen Schwindel, wenn wir nur gutgespiete Geldtaschen hätten!

Mit diesem Plane war ich nicht einverstanden. Denn womöglich handelte es sich um Blutgeld, an dem der Fluch russischer Greuelthaten klebte; oder auch um die mühsam zusammengebrachten Schweißpfennige von Arbeiterorganisationen. Zudem hätte Susinski mir doch wohl so ohne weiteres kein Geld gegeben, da er mich ja noch nicht einmal persönlich kannte. Die Bolschewistenführer sind schon zu oft auf diese Weise betrogen worden und dürften auf solche Tricks nicht mehr hereinfallen.

Nettmann war der Ansicht, die Regierung werde hier bald eingreifen, da der Landrat von Dels, Graf Raspoth, zweifelsohne an das Ministerium des Innern berichtet habe. Auch sei mit Polen bereits der Waffenstillstand unterzeichnet, und es sei daher nicht unwahrscheinlich, daß der Grenzschutz bald aufgelöst werde.

Simon sagte, wir müßten uns rasch zu einigen entscheidenden Schlägen entschließen, um aus den augenblicklichen Verhältnissen größtmöglichen Nutzen zu ziehen; jedenfalls würden die jetzigen Zustände nicht mehr lange andauern. Entweder werde der Grenzschutz bald nach Hause geschickt, oder die Bolschewisten würden zur Macht gelangen. Wie die Lage sich in letzterem Falle gestalten werde, wisse noch kein Mensch. Vielleicht würden sich unter bolschewistischem Regime die Lebensbedingungen für die Arbeiter- und Soldatenräte besser gestalten, vielleicht könne man aber auch große Enttäuschungen erleben, namentlich wenn ein paar Schufte*) die Diktatur an sich rissen. Jedenfalls stehe er auf dem Standpunkt, von dem was sei zu profitieren und gute Gelegenheiten nicht verstreichen zu lassen in der vagen Hoffnung auf Besseres.

Ich war ebenfalls der Meinung, daß rasch gehandelt werden mußte, wenn überhaupt etwas geschehen sollte. Die Frage sei nur die, was denn eigentlich zu tun sei?

Das sei doch einfach, entgegnete Simon. Unsere Macht sei jetzt noch sehr gefestigt. Wir müßten versuchen, namhafte

*) Man sieht, die Bolschewisten bedachten sich gegenseitig mit nicht besonders lieblichen Kosenamen.

Gelder an uns zu bringen, um damit schleunigst das Weite zu suchen. Die verdammte Jdiotenbande (damit meinte er die Mannschaften) werde nichts merken, denn die sei ja zum Sch..... zu dämlich.

Langsam, in schwere Gedanken versunken, suchte ich nachher in der tief verschneiten Winternacht mein entlegenes Quartier auf. Nie in meinem bisherigen Leben waren Dinge von so eminenter Wichtigkeit und — Verantwortlichkeit an mich herangetreten. Dem Schreiben Susinski entnahm ich sehr richtig, daß es sich um Größeres handelte als darum, den Grenzschutz eine entscheidende Rolle spielen zu lassen; man mußte sehr viel zwischen den Zeilen lesen. Offenbar glaubten die dunkeln Kräfte, die da irgendwo an der Arbeit waren, mich als Werkzeug benutzen zu können. In diesen aufgeregten Zeiten war es für einen findigen Kopf ja verhältnismäßig leicht, zu hohem Einfluß zu gelangen und in der ganzen Welt von sich reden zu machen. Man mußte nur mit der nötigen Rücksichts- und Gewissenlosigkeit vorgehen. Man durfte das Leben seiner Mitbürger nicht schonen und mußte ihrer Leichtgläubigkeit soviel zumuten als sie nur immer vertragen konnte. Mit dem Schlagwort von dem „Ueberfall der Feinde“ hatte Deutschland diesen Krieg begonnen. Konnten wir nicht mit derselben Berechtigung das Schlagwort von der „Diktatur des Proletariats“ gebrauchen, um zur Macht zu gelangen?

In tiefes Nachdenken verloren, schritt ich durch die stillen Straßen. Ueber meinem Haupte funkelten smaragdgrün in kalter Pracht die ewigen Sterne, und leise leuszte der Wind in den beschneiten Bäumen. In meinem Herzen aber stürmte es heiß und leidenschaftlich. Nie werde ich jene Nacht vergessen können. Fast unwiderstehlich lockte mich der blutige Ruhm, der nunmehr zu erlangen war. Seit meiner so überaus schmerzvollen Wiener Kerkerhaft war eine Erbitterung gegen staatliche Einrichtungen in mir zurückgeblieben. Aber alles dies überwog noch der Rache-gedanke: Was schadete es der Welt, was schadete es mir, wenn Deutschland durch Selbstzerfleischung innerlich zermürbt wurde? Wenn wir ein paar hundert Krautjunker und Offiziere mit Maschinengewehren niedermachten?

Diese Offiziere, die mich den Wiener Hentersknechten denunziert hatten? Deutschland war nicht mein Land, teilnahmslos konnte ich seinem Schmerze zusehn.

Dagegen überlegte ich wohl, daß der Sieg des Bolschewismus in Deutschland den bolschewistischen Bazillus über den Rhein hinübertragen würde. Dann würde auch mein kleines Heimatland davon berührt werden, das ich so innig liebte, obgleich es mich verstoßen hatte. Bei diesem Gedanken zitterte ich. Im Geiste sah ich bereits eine rohe, verheßte Bande im Begriff, die Häuser der Bürger zu durchstöbern, kostbares und lang betreutes Eigentum zu stehlen; die Möbel zertrümmert, die Bauern ihrer Habe beraubt, die Männer gefangen fortgeführt, die Frauen geschändet; das Konterfei des jetzigen Zustandes bei den mit unterstellten Truppen.

Und was in Juliusburg geschah, war eigentlich noch gemäßigter zu nennen. Was würde erst geschehen, wenn die Räte die uneingeschränkte Macht im ganzen Lande besäßen?

Und wer zog den Nutzen aus der heillosen Verwüstung? Für wen opferten die Arbeiter ihr Leben, die Arbeiter, auf deren Schultern bisher die Last des Staates ruhte? Für solche gewissenlosen Gauner und Sträflinge wie dieser Simon, der die Soldaten um ihre Rationen betrog, die den Bauern gestohlenen Röhre verkaufte, auf Diebstahl und Unterschlagung sann und noch dazu diejenigen, die seinen Lügen Glauben schenkten, eine Idiotenbande nannte!

Sollte ich helfen, diesen Jammer und diesen gottverfluchten Schwindel in die lachenden Gefilde der Heimat zu tragen?

„Nein, nein und abermals nein!“ rief ich laut in die Stille der Winternacht. „Gott schütze mich!“

Daß ich mitgeholfen hatte, um den Uebermut der preussischen Offiziere zu dämpfen, das reute mich nicht. Ihr sträflicher Hochmut war durch die furchtbare Niederlage an der Westfront nicht gezügelt worden. Aber ein Frevel ohnegleichen wäre es gewesen, sinnlose Selbstzerfleischung in die Länder der westlichen Demokratien zu pflanzen, deren Bürgern es doch in die Hand gegeben ist, auf gesetzmäßigem Wege und ohne Blutvergießen alle Garantien

für eine würdige Lebenshaltung zu erlangen. Es erschien mir allerdings auch fraglich, ob die aufgeklärte englische und französische Arbeiterschaft sich dazu hergab, einer internationalen Gaunerbande zu Macht und — Geld zu verhelfen.

Auch nachdem ich mich zur Ruhe begeben hatte, stritten noch lange die beiden mächtigen Geistergruppen in mir: Macht hunger, Ehrgeiz, Habsucht auf der einen Seite, Menschlichkeit, Gerechtigkeit, Ehrlichkeit auf der andern. Als ich am Morgen aufstand, war die Entscheidung noch ungewiß.

Am Nachmittag traf ich wieder mit Kadel zusammen und erklärte ihm, daß ich die Vorschläge Sufinskis erwarten wolle.

* * *

Unser Regiment blieb bis zum 2. März an der polnischen Front und wurde dann an die tschechische Grenze verlegt. In der letzten Woche unseres Juliusburger Aufenthalts leistete sich der Soldatenrat noch manch tolles Stückchen. Mir persönlich war schon alles ganz egal geworden; der Stein war einmal im Rollen und ich konnte ihn ja doch nicht mehr aufhalten. Rätetruppen sind nun einmal so; unter dem Schlagwort „Alle Macht den Räten“ verstehen sie schrankenlose Anwendung der tierischen Instinkte, die im Menschen schlummern. Die Offiziere wagten nicht das Mindeste einzuwenden; sie waren schon froh, wenn sie nur auf ihren Posten bleiben durften, auch unter der Räteherrschaft. Ihre soziale Lage im wirtschaftlich zusammengebrochenen Deutschland war so, daß sie mittellos auf der Straße lagen, wenn sie nicht beim Grenzschutz bleiben konnten. Das Beispiel des so plötzlich abgesetzten Prittwik war ein guter Schreckschuß gewesen. Die Unteroffiziere, bei denen noch ein Rest von Vernunft zu finden war — der aber mehr ihrem Kastengeist entsprang — wurden zuletzt vom allgemeinen Taumel mit fortgerissen. Auch ihr Standpunkt war der: die Macht gehört nun einmal dem Arbeiter- und Soldatenrat, und wenn wir die neue Richtung nicht mitmachen, werden wir brotlos.

Die Zivilisten waren auch schon gewohnt, den Vorstößen

den des S.-Rates als den alleinigen Machthaber zu betrachten. Typisch hierfür war die Bitte eines alten Mütterchens, das von mir eine Bescheinigung begehrte, um im Walde Holz sammeln zu dürfen.

In Juliusburg waren auch Zivilisten zu finden, die von einem radikalen Umsturz der Verhältnisse eine gründliche Besserung ihrer Lage erhofften. Ein Kleinbauer Ränkel, der es auf den Posten eines Gemeinderats abgesehen hatte, bemerkte im Gespräch zu einigen Soldaten. Retter wolle eine Pression ausüben, um die laut neuer Reichsverfassung vorzunehmenden Gemeinderatswahlen in reaktionärem Sinne zu beeinflussen. Dies veranlaßte mich, den Bürgermeister zu zwingen, die Wahlen sofort auszusprechen. Das Wahlbüro wurde von einer Abteilung Rätetruppen besetzt und unsere blitzenden Bajonette flößten den Leuten (auch die Frauen durften wählen) einen solchen Schrecken ein, daß die Wahlen ganz radikal zu Gunsten der Umstürzler ausfielen.

Bürgermeister Rohmann, der überhaupt nichts mehr zu sagen hatte, wunderte sich in einemfort über das Schweigen des Breslauer Oberpräsidenten, an den er, wie ich zuverlässig wußte, über die derzeitigen Verhältnisse in Juliusburg berichtet hatte. Es war ihm wohl noch frisch im Gedächtnis, daß wir den Polizisten bei Gelegenheit der Hausdurchsuchungen drei Tage eingesperrt und ihn vergessen hatten, so daß der arme Mann diese ganze Zeit über ohne Nahrung blieb (seine Notdurft mußte er in die Zelle verrichten). Ein junger, erst kürzlich verheirateter Bauer äußerte sich in einer Kneipe, im Soldatenrat saßen lauter Lumpen, und wurde dafür von den anwesenden Soldaten halb tot geschlagen. Seit diesem Zwischenfall schickten wir jeden Abend eine Patrouille los, die bis zu der von mir festgesetzten Polizeistunde die Runde machte in sämtlichen Wirtshäusern. Diese sog. Wirtshauspatrouille hatte den Auftrag, den Soldaten zuhelfe zu eilen im Falle von Tötlichkeiten zwischen Zivilisten und Militär. Leider muß gesagt werden, daß die Leute ihre Pflicht so auffaßten, als ob sie mit den Zivilisten einen Streit vom Zaun brechen müßten. Die Folge war eine Schädigung der Gastwirte, indem Schenkgeräte zerschlagen wurden; auch wagten

die Zivilisten kaum noch Kneipen aufzusuchen, in welchen Soldaten verkehrten.

Die Unteroffiziere des Bataillons wollten einmal eine kleine Sonderfeier veranstalten und hatten schon den Strubelschen Saal hierfür gemietet. Eines Tages stürmten ein Duzend Leute zu mir ins Bataillonsgeschäftszimmer, wo ich gerade mit Schreiben beschäftigt war.

„Die Unteroffiziere wollen eine Sonderfeier veranstalten. Das darfst du nicht dulden.“ *)

Ich begab mich sofort zu Strubel und erfuhr, daß das Fest am Dienstag Abend, 25. Februar, stattfinden sollte.

In aller Stille wurde nachts ein Maschinengewehr in Schneedeckung gegenüber der Saaltür aufgestellt. Dies geschah ohne meine Genehmigung; wenn es sich um Kaufereien handelte, hatte ich wenig Einfluß auf meine Leute. Grausamkeit, Willkür und Terror waren wirklich nicht meine Absicht, konnten aber nicht immer vor mir verhindert werden.

Ich verständigte jedoch heimlicherweise die Unteroffiziere von dem, was vorgehen sollte. Daraufhin kam kein Mensch zum Feste, und die Patrouille, die sich schon darauf gefreut hatte, mit dem M. G. gehörig unter den Wehrlosen aufzuräumen, erlebte eine bittere Enttäuschung. In seiner Wut schleuderte einer von ihnen eine abgezogene Handgranate. Unglücklicherweise fiel sie in den Strubelschen Anbau, der mit Stroh und Halmfutter gefüllt war. Unter fürchterlichem Getöse platzte das Ding und im Nu stand die Scheune in Flammen, die weithin den nächtlichen Himmel erhellten. Hilfskräfte, von mir beordert, kamen herzu und versuchten im Verein mit der Lokalfirewehr zu löschen. Aber wegen der herrschenden Kälte (etwa -15°) funktionierte die Spritze nicht. Trotz aller Löscharbeit griff die Feuersbrunst mit Riesenschnelle um sich und erfaßte das angrenzende Häuschen einer Witwe, die händeringend und mit aufgelöstem Haar zu mir um Rettung flehte. Es war aber nichts

*) Der Leser muß hier wissen, auf welche Weise diese Unteroffiziersfeste zur preussischen Glangzeit gefeiert wurden. Kein „gemeiner“ Mann durfte sich je dort blicken lassen. Posten wurden vor dem Festsaal aufgestellt, die jeden Unberufenen mit Waffengewalt am Eindringen verhinderten. Diese Feiern hatten unter den Mannschaften stets viel böses Blut erzeugt.

zu machen. Wir hatten Arbeit genug, weitere Anwesen vor der drohenden Katastrophe zu bewahren.

Dieses Vorkommnis ging durch sämtliche Breslauer Zeitungen. Die Blätter nahmen die Sache zum Anlaß, um die Auflösung der S.-Räte zu fordern unter Aufzählung der Greuel, die der Arbeiter- und Soldatenrat sich bisher hatte zuschulden kommen lassen: Raub, Mord, Plünderung, Diebstahl, Vernichtung oder Beschädigung von privatem Eigentum, Vergewaltigung, Freiheitsberaubung, Notzucht. Es wurde die Frage aufgeworfen, wer für den angerichteten Schaden aufzukommen habe. Die Beantwortung war nicht schwierig; die Räte galten als staatliche Einrichtung; der Staat mußte alles bezahlen, oder vielmehr die Steuerzahler. Mithin fiel der Fluch der bösen Tat auf diejenigen zurück, die sie verübt hatten.

Diese Zeitungsausschnitte kamen selbstverständlich zu meiner Kenntnis und erzeugten nicht geringes Mißbehagen in mir. Denn die Verantwortung kam letzten Endes mir zu, und die Sache konnte doch einmal unerwartet eine verhängnisvolle Wendung nehmen.

Hinsichtlich der Stammrolle hatte ich allerdings schon längst meine Macht benutzt zu meiner persönlichen Sicherung, indem ich Stammrollenangelegenheiten für Sache des S.-Rats erklärt hatte. Dennoch mußte ich stündlich auf schwere Unannehmlichkeiten gefaßt sein. Die Art und Weise, wie ich mit den Offizieren umsprang, ließ es mir immerhin möglich erscheinen, daß einer von ihnen private Recherchen über meine Persönlichkeit anstellte. Es gereicht mir heute zu einem Spezialvergnügen, die superklugen preußischen Offiziere so glänzend an der Nase herumgeführt zu haben; unverstündlich bleibt mir aber, daß keiner auf den Einfall kam, sich über meine Vergangenheit — politische wie militärische — zu erkundigen; sogar Aman dachte erst daran, als es keinen Zweck mehr hatte.

Wir waren bereits auf einem Punkte angelangt, wo die Offiziere ihre Urlaubsgesuche dem S.-Rat unterbreiten mußten und ohne Bescheinigung des Obmanns in der Kantine nicht einmal eine Flasche Kognak erstehen konnten. Auch verhehlte sich Aman keineswegs, daß unser Regiment dank meiner Tätigkeit immer noch nicht gefechtsbereit war.

Die Quartiermacherei erfolgte in Zukunft höchst einfach. Eine kurze schriftliche Anweisung von mir genügte, um die Einwohnerschaft zur schleunigsten Hergabe eines Quartiers zu veranlassen: „Sie werden hiermit aufgefordert, dem Grenadier (oder Unteroffizier usw.) X. unverzüglich ein gutes Bett zur Verfügung zu stellen.“ Die Kompanie-S. Räte erteilten ähnliche Befehle an die guten Bürger von Juliusburg. Bei der Ausführung kamen große Rohheiten vor. So zwang ein 20jähriger baumstarker Kerl eine 70jährige Frau, ihm ihr Bett zu überlassen, und die arme Alte mußte hinter dem Kochherd auf dem Fußboden schlafen.

Wegen der tollen Requirierungen, die schon mehr Brandschätzungen zu nennen waren, wandte sich Ketter im Namen der Bauern an die Landwirtschaftskammer für die Provinz Schlesien um Hilfe. Als die völlig machtlose Kammer sich in Schweigen hüllte, drohte mir der Gutsherr mit einer Eingabe an die Waffenstillstandskommission der Entente.*) Ich antwortete mit der Gegendrohung einer Enthüllung über das in den Gutscheunen verborgen gehaltene Kriegsmaterial (Maschinengewehre, Mörser, Feldgeschütze, Flugzeugteile).

Als uns einmal die Kohlen ausgingen und die Gefahr bestand, daß die Feldküchen kein Essen kochen konnten, beschlagnahmten wir in der „Juliusburger Flachsfabrik G. m. b. H.“ 120 Zentner von diesem so kostbaren Brennstoff: Bezahlung durch die Reichsbank; „der Soldatenrat zieht nur Gelder ein, aber er gibt keine aus.“ Die unmittelbare Folge dieser Maßnahme war die Schließung der Fabrik wegen Kohlenmangel, wodurch zahlreiche Arbeiter aus Juliusburg und Umgegend brotlos wurden.

Von den beschlagnahmten Kohlen verkauften wir ein Drittel für gutes Geld an Skrubel zur Heizung seines Tanzsaales. Denn „geschwooft“ (getanzt) mußte werden, mochte es kosten was es wollte. Der Tanz war den Leuten fast so unentbehrlich geworden wie das tägliche Brot. Mindestens zweimal wöchentlich hatten wir großes Tanzvergnügen, Maskenball und dergl. Die zwölfköpfige Regimentskapelle,

*) Ketter wollte der Kommission auseinandersetzen, daß Deutschland durch die Tätigkeit der Soldatenräte an der Ausführung der Waffenstillstandsbedingungen gehindert werde hinsichtlich der Rückgabe von Vieh und landwirtschaftlichen Maschinen.

die unter dem Taktstock ihres Kapellmeisters Bizfeldwebel Neumann (aus Westfalen) sehr flott spielte, war zwischen Juliusburg, Latzchine, Dels (wo der Regiments- und Divisionsstab sich vergnügten) und Gutwohne dauernd auf der Wanderschaft. Mir summen noch heute zuweilen abgerissene Tanzmelodien im Kopf herum: Schwarzwaldmädels, Czardasfürstin, Rose von Stambul usw. *) Denn um Kravalle mit der Zivilbevölkerung zu verhüten, mußte ich bei jedem Tanzfest zugegen sein bis zum späten Schluß am Morgen. Meine bloße Anwesenheit genügte, um die bösen Instinkte bei meinen Leuten in Schranken zu halten.

Diese Bälle warfen ein grelles Licht auf die grotesken moralischen Zustände. Leider muß ich sagen, daß an der allgemeinen Laszivität die Mädchen und Frauen des Ortes eine große Schuld trugen. Selbst bessere Mädchen warfen sich unbekanntem Soldaten an den Hals und zeigten sich mit ihnen auf der Straße. Die Uniform übte eine geradezu magnetische Wirkung auf die Weiber aus, die in ihrem Treiben zuletzt ganz schamlos waren. Die Soldaten ergriffen die Gelegenheit beim Schopf, wo sie sich bot. Das ist auch weiter nicht verwunderlich. Soldaten sind heute hier und morgen dort, ihr forsches, schneidiges Auftreten wirkt bestechend auf die Augen der Dorfschönen, die über Mängel in Herkunft und Charakter hinwegsehen. Bei dem sprichwörtlichen Leichtsinn ihres Lebenswandels und der durch den Krieg hervorgerufenen Verrohung der Gemüter machen Soldaten sich wenig daraus, ein mühelos errungenes Mädchen zu betören und dann in der Schande sitzen zu lassen.

Alle meine Warnungen an die Adresse der Mädchen, sich nicht zu sehr mit „uns“ einzulassen, waren in den Wind gesprochen. Drei von unsern Leuten (unter ihnen ein früherer Matrose Grabowski aus Breslau), die verheiratet waren und zu Hause Frau und Kinder hatten, verlobten sich frischweg mit betörten Dorfsjungfern. Der Zweck dieser Uebung war leicht zu durchschauen. Da aber meine Bemühungen, diesen Mädchen die Augen zu öffnen, nichts fruchteten, ließ ich der Geschichte ihren freien Lauf.

*) In den Breslauer Kinos wurden damals Filme gezeigt mit der Ueberschrift: „Der Grenzschutz tanzt.“

Einen großartigen Schwindel trieb der Soldatenrat mit den Pferden des Bataillons. Von den 66 Stück, ziemlich gutes Material, wurden 11 ausgewählt, die als schwindfüchtig erschossen werden sollten. Der Bataillonsadjutant Leutnant v. Berden beteiligte sich sogar an der Auslese, faßte auch die Tiere am Schweif, verstand aber von Pferden nicht mehr wie ein Schulknabe und gegenzeichnete bereitwillig die Käteverfügung. Der Trainunteroffizier war bestochen und machte mit dem S.-Rat gemeinsame Sache. Die Pferde wurden nun weggeführt, angeblich um erschossen zu werden. In Wirklichkeit wartete jenseits des Latschiner Gutswaldes der Breslauer Pferdehändler, der die „schwindfüchtigen“ Tiere für 5000 Mark das Stück abnahm und in Dels auf der Bahn verlud. In die Bataillonkasse kamen 550 Mark, als „Erlös für 11 Pferdehäute“. 54 450 Mark wurden als Beute unter 7 Mann verteilt. Die fünf Soldaten, welche die Pferde bis an die bewußte Stelle gebracht hatten, erhielten dafür aus der Bataillonkasse 5 Mark pro Mann. Um den Schein zu wahren, zahlte der Händler im Beisein dieser Leute nur 550 Mark aus „für die Häute“; er sei nämlich der Schinder, wurde ihnen gesagt. Geradezu komisch berührte mich die Bitte eines dieser Leute: Wir möchten ihn doch wieder 5 Mark verdienen lassen, wenn Pferde zum Schinder gebracht würden!

„Stiehste,“ sagte nachher Simon zu mir, „die verdammten Idioten haben nicht einmal gemerkt, daß der „Schinder“ ein Jude war. Wirklich zum Sch. . . . zu dämlich sind die Luters.“

Die „dämlichen Luters“ waren dieselben Leute, die der Weltrevolution zum Sieg verhelfen sollten.



Die Entlarvung der Betrüger.

Die Verhältnisse eilten rasch der unvermeidlichen Katastrophe zu.

Die Macht des Soldatenrats war in Juliusburg unumschränkt. Täglich erließ ich einen eigenen Bataillonsbefehl über den Kopf des Majors hinweg. Mein Befehl wurde morgens beim Antreten von sämtlichen Kompagnieführern verlesen und promptestens ausgeführt. So sehr war die Autorität des Bataillonsobmanns gestiegen! Sehr seltsam erschien mir diese Beobachtung: Ich durfte ruhig die unwahrscheinlichsten Sachen befehlen und konnte sicher sein, daß sie unverzüglich ausgeführt wurden. Befahlen dagegen die Offiziere etwas relativ Leichtes, so gehorchten die Leute nur unter Murren, oder überhaupt nicht.

Wauer, der Regimentsobmann, ließ sich in Juliusburg nicht blicken. Nachdem Luz beseitigt war, galt Wauer bei den Mannschaften als Sündenbock, der durch die unberechtigte und unbefugte Absetzung Kettmanns den Tod von Hassemeier und Wawzinet verschuldet habe. Einige verschworen sich, ihn niederzuschießen, wenn er es wagen sollte, herüberzukommen. Es wurde auch in beiden Bataillonen mit allen Mitteln gearbeitet, um ihn zu beseitigen; er sei zu jung und unerfahren, hieß es, er proke mit seinem Eisernen Kreuz und trage silberne Kokarde, wozu er als Unteroffizier nicht einmal berechtigt sei. Der Obmann des Bataillons sei hingegen stolz darauf, als einfacher Grenadier Kamerad unter Kameraden zu sein und beschränke sich auf sein Obmannsabzeichen (zwei nach unten geöffnete Winkelhaken in schwarz=rot=gold).

Im 7-Bataillon gab es genügend Elemente, die lebhaft wünschten, Wauer möchte durch mich ersetzt werden. Sie

erhofften durch den Personenwechsel eine Aenderung der Verhältnisse im F-Bataillon zu ihren Gunsten.

Die Offiziere des F-Bataillons befürchteten anscheinend schon längst mein Aufrücken zum Regimentsobmann und verhielten sich klugerweise völlig passiv, beschränkten ihre Tätigkeit auf die Dienststunden und ließen sonst jedermann schalten und walten nach Belieben.

Am 2. März wurde das Regiment im Einvernehmen mit dem Zentralsoldatenrat nach Münsterberg in der Grafschaft Glatz verlegt, 20 Kilometer von der tschechischen Grenze.

Die Einwohner von Juliusburg und Umgebung atmeten hochauf, denn unser Abzug bedeutete für sie die Aufhebung des Faustrechts. Nichtsdestoweniger ließen die Dorfschönen es sich nicht nehmen, mit ihren Schätzen Arm in Arm zu Fuß bis Dels zu laufen, wo der Abschied ihnen heiße Tränen entlockte. In Dels wurden die Truppen einwaggoniert.

Der Abmarsch von Juliusburg wird mir stets erinnerlich sein. Der Schnee fing an zu schmelzen, die Märzsonne half tüchtig nach und die Leute wateten förmlich bis an die Knie im Schlamm. Ihre Mädchen ertrugen die Strapazen mit bewundernswerter Tapferkeit. Als ich im mühsam vorwärts ratternden Stabsauto die lange Kolonne übersah, dachte ich an Wallensteins Lager: Soldaten mit Weibern welche die Gewehre trugen, hoch mit Tornistern und sonstigem Gepäck beladene Wagen, Stroh, Papierfegen, weggeworfene Bagage am Straßenrand.

Münsterberg, ein Städtchen mit 12 000 Einwohnern, an den Südoftausläufern des Riesengebirges, liegt direkt südlich von Breslau. Der Ort ist Kreisstadt; Landrat war damals ein Freiherr von Brandis. Der Name des Bürgermeisters (alter Rittmeister a. D.) ist meinem Gedächtnis entschwunden.

Der Regimentsobmann hatte eine Abordnung von fünf Chargierten unter Führung des Offizierstellvertreters *H a u b o l d* als Quartiermeister vorausgeschickt. Bei unserer Ankunft 2 Uhr nachts fanden wir aber so gut wie gar nichts vorbereitet. Dies war weniger auf die Untätigkeit der Quartiermacher zurückzuführen, als vielmehr auf den bösen Ruf, der unserm Regiment vorausgegangen war. Die Zei-

tungen, namentlich die „Breslauer Morgenztg.“, hatten die 7. Grenadiere wiederholt als rote Gardisten bezeichnet, ihre S.-Räte hatten sie die „Hünen des bürgerlichen Schlachtfeldes“ genannt, mich, den Obmann des 2. Bataillons, einen „blindwütigen Nachahmer Trozkis“!

Das 2. Bataillon verbrachte die erste Nacht gemeinsam im großen Saal des Schützenhauses. Die Wände troffen hier von Feuchtigkeit; es waren nicht einmal Bänke oder Tische vorhanden, auf denen man sich hätte zur Ruhe ausstrecken können.

Die Leute waren außerordentlich wütend und hätten die Quartiermacher am liebsten umgebracht.

Am Morgen war meine erste Aufgabe die Lösung der Quartierfrage. Ich suchte mit den Soldatenrat zusammen und wir begaben uns in corpore zum Bürgermeister. Dieser, ein vielleicht 70jähriger magerer Greis mit starrer Haltung, grauem Spitzbart und den klugen Augen eines gewiegten Juristen, wies uns einige hundert Quartierzettel an und erklärte kurz und bestimmt, nicht mehr tun zu können.

Wir verteilten nun die Zettel unter die Mannschaften; aber schon nach wenigen Stunden waren die meisten wieder im Schützenhaus und erzählten, die Bürger wollten sie nicht aufnehmen. Also gut, dann wird halt eben gewaltsam Quartier gemacht. Stahlhelme auf, Handgranaten heraus und dann „nix wie los“!

Ich hatte mich aber verrechnet als ich annahm, die Sache sei hier so einfach wie in Zulusburg, wo sich die ländlichen Bewohner gleich einschüchtern ließen. Die Leute in Münsterberg zeigten viel Mutterwitz und machten Miene, der Gewalt ebenfalls Gewalt entgegenzusetzen. Sie verriegelten ihre Türen und öffneten nicht. Gegen Drohungen blieben sie gleichgültig. Die Patrouillen hatten aber noch vom Juliusburger Aufenthalt den Befehl, offene Gewalt anzuwenden. Daher wurden die Türen mit Kolbenhieben eingeschlagen, die Hausbewohner in unsinniger Weise terrorisiert.

Sogleich begab sich eine Bürgerdeputation zum Bürgermeister. Dieser telephonierte auf der Stelle das Münsterberger Bezirkskommando an, das ebenfalls einem S.-Rat

unterstellt war. Das B. R. verfügte über 60 Mann vom 22. J.-R. (Gleiwitz), die mit der Bewachung der alten Artilleriekaserne und des historischen Zeughauses betraut waren. Diese Leute ließ der Bezirks-S.-Rat mit scharfer Munition versehen und „zur Aufrechterhaltung der Ordnung“ in die verschiedenen Stadtviertel verteilen.

Die Maßregel wurde mir erst nachträglich bekannt. Wohl bemerkte ich die Münsterberger Posten, hielt sie aber für unsere Leute, da ich nicht jeden einzelnen Mann des Bataillons kennen konnte. Es ereignete sich auch kein Zwischenfall bis gegen Abend, als unsere Wirtshauspatrouillen durch die Straßen zogen.

In der Nähe des Patschkauertores stand ein Münsterberger Doppelposten. Als eine 6köpfige Wirtshauspatrouille unter Führung des Sergeanten Scobel das Tor passieren wollte, wurde sie unerwartet angerufen:

„Halt! Wer da?“

Scobel hielt die Sache für einen Witz und rief in die Dunkelheit zurück: „Halt's Maul, dummes Nas!“ Im selben Augenblick gaben die Posten mehrere Schüsse ab. Die Patrouille wühlte sich angegriffen und antwortete mit Handgranaten. Eine halbe Minute später war Scobel im „Gasthaus zu den drei Bergen“, wo ich eben am Abendessen saß.

„In den Straßen wird auf uns geschossen!“

Ich die Mütze aufsetzen, das Koppel mit dem Browning umschnallen und auf die Straße eilen war eins.

„Wo, wo?“

„Am Patschkauertor.“

Sofort ließ ich Alarm schlagen; die Mannschaften sammelten sich im hellen Scheine der Magnesiumfadeln. Leuchtugeln wurden abgeschossen, fester Taktschritt von Marschgruppen hallte durch die nächtlichen Straßen. Die guten Münsterberger glaubten in ihrem Schrecken nichts anders, als daß die Stadt von den Tschechen überfallen wäre.

Unter Fluchen und Drohen wurden nun alle Winkel abgeleuchtet, aber nichts weiter gefunden als die zerrissene Leiche eines der beiden Posten am Patschkauer Tor. Es war

Unteroffizier **S e i b e r t** aus Frankenstein, Vater von drei Kindern.

Am folgenden Morgen verboten wir durch Maueranschlag das Zusammenrotten von Zivilisten und forderten vom Bezirks-S.-Rat unter Drohungen die sofortige Entfernung seiner Posten und Patrouillen.

Dieses Ereignis, obschon eigentlich nicht direkt von uns verschuldet, erregte in Münsterberg einen ungeheuren Skandal. Ich durfte nicht wagen, mich ohne bewaffnete Begleitung auf der Straße blicken zu lassen. Tag und Nacht war ich in größter Sorge um mein Leben und wünschte sehnlichst das Ende herbei.

* * *

In den nächsten Tagen war ich vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein fieberhaft beschäftigt.

Am 4. März vormittags 9 Uhr kam **S u s i n s k i** ins „Hotel zu den drei Bergen“, wo ich mein Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

Sufinski war ein mittelgroßer, dunkelhaariger Mann mit dünnem Schnurrbart und tiefliegenden Augen; um das Kinn hatte er einen Zug von troziger Entschlossenheit. Er trug einen eleganten Straßenanzug und Pelzmantel. Nachdem er sich mir vorgestellt hatte, schüttelte er mir die Hand und sagte: „Sie sehen vor sich einen Mann, der seinen Kopf verlieren würde, wenn er sich zu erkennen gäbe.“

Ich versicherte ihn: „Solange Sie sich im Machtbereich des 2. Bataillons befinden, wird Ihnen bestimmt nichts zustoßen.“ Er schien aber völlig unbesorgt zu sein.

Wir stiegen miteinander zur Bismarckbaude hinauf, wo wir im Anblick der sonnenbeglänzten Tristen der Tschechoslowakei eine inhaltsschwere Besprechung hatten.

Heute oder morgen, sagte Sufinski, werde in Deutschland die Revolution erneut losbrechen. In Berlin, München, Weimar, Westfalen und Schlesien solle es losgehen. Man beabsichtigte die Proklamierung der Räterepublik in den beiden wichtigsten Hauptstädten bei gleichzeitiger Sprengung der in Weimar tagenden Nationalversammlung.

Es handle sich nun darum, mit einer Truppenmacht von genügender Stärke Breslau zu überrumpeln, denn diese Stadt sei gegenwärtig eine Hochburg reaktionärer Bestrebungen; die zu erwartende Flucht der Nationalversammlung nach Breslau müsse unter allen Umständen verhindert werden. Einen Versuch zur „Eroberung“ Schlesiens habe man schon einmal unternommen, die Sache sei aber durch die Geschwähigkeit und Wichtigtuerei einiger Kindsköpfe fehlgeschlagen.

Nach den ihm vorliegenden Berichten sei das 7. Grenadierregiment, wenigstens dessen 2. Bataillon, aus revolutionären Arbeiter-Soldaten zusammengesetzt. Es müsse daher möglich sein, aus diesem Regiment eine bolschewistische Kerntruppe zu bilden; diese solle auf Breslau rücken und sich dort mit über 4000 Spartakisten vereinigen.

Ich fragte Sufinski, warum er mit diesem Plane nicht an mich herantrat, als wir noch in Juliusburg lagen. Denn von dort betrug die Entfernung bis Breslau nur fünf Meilen *), von Münsterberg aber 13 1/2. Von Juliusburg wäre Breslau mit Waffen und Gepäc in einer Nacht zu erreichen gewesen; von Münsterberg brauchten wir aber wohl drei starke Tagmärsche. Wir kämen überhaupt nicht hin, denn es würden uns zweifellos regierungstreue Truppen in großer Uebersahl entgegengeworfen.

„Vorige Woche war die Angelegenheit noch nicht reif,“ entgegnete Sufinski. „Sie müssen verstehen, daß es sich diesmal um Pläne von gewaltiger Tragweite handelt. Jetzt oder nie ist die Gelegenheit gekommen, ganz Europa unter die Herrschaft des Proletariats zu bringen.“ An der Grenze von Kurland ständen 500 000 russische Bolschewisten bereit zum Einmarsch in Deutschland. Die deutsche „Eiserne Division“ sei disziplinos und verbrüdere sich mit den roten Gardisten! Widerstand sei von dieser Seite nicht zu erwarten, viel eher kräftigste Unterstützung. Sobald die neue Berliner Räteregierung die Macht in Händen habe, werde Trotski den Vormarsch an der Düna antreten. Die strategischen Vorbereitungen seien auf russischer Seite erst vorige Woche beendet worden.

*) Eine deutsche Meile = 7500 Meter.

Bei diesen Worten zeigte mir Sufinski einen chiffrierten Junkspruch aus Moskau, der in Sosnowice aufgefangen war und in Uebersetzung lautete:

„Trojki ist am 2. 3. bereit. Seid ihr es auch? Gebt Antwort. Tschitscherin.“

Ich vereinbarte nun mit Sufinski, daß ich mit seinen Vertrauensmännern den Operationsplan gegen Breslau in den nächsten Tagen ausarbeiten wolle.

Bereits am folgenden Tage, Mittwochs, trafen Sufinskis Mitarbeiter in Münsterberg ein. Um keinen Verdacht aufkommen zu lassen, war auf meine Veranlassung aus Offizieren und S.-Räten ein sog. „Vergnügungsstab“ zusammengetreten, der allabendlich im Ratskeller unter meinem Vorsitz die Veranstaltung eines großen Bataillonsfestes mit Sensationsprogramm besprach, das am Montag Abend, 10. März, im Saale des Gasthofs „Deutscher Kaiser“ tatsächlich stattfand. Die fremden Spartakisten, mit denen ich mehrere Tage verkehrte, gaben wir nun für Breslauer Künstler aus, die mit uns wegen des Festprogramms verhandelten.

An den Verhandlungen zur Ueberrumpelung von Breslau nahmen außer meiner Wenigkeit folgende Personen teil:

Sufinski, Chef der polnischen Bolschewisten;

Julius Herz, früherer Reisender der Zigarrenbranche, Vorsitzender der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei in Breslau;

Vizefeldwebel Dudek, gebürtig aus Rybnik O.-S., von Beruf „Kaufmann“, einer der bedeutendsten Führer der oberschlesischen Bolschewisten, die sich die harmlose Bezeichnung „Insurgenten“ beilegten;

ferner Simon, Rettmann und Kurt Rothert von der 2. M. G. K.

Die Einzelheiten des abenteuerlichen Planes wurden wie folgt festgelegt: Spätestens am 15. März 1919 mußte Breslau sich in den Händen der Kommunisten befinden. In der Stadt waren 4000 Mann militante Bolschewisten verteilt, die über Maschinengewehre, Minenwerfer, Feldkanonen und einige Tausend Handgranaten verfügten. In

Oberschlesien standen 6000 Mann*), gut bewaffnet und organisiert; diese konnten innerhalb zweier Tage konzentriert und marschbereit gemacht werden.

Die Sache war insofern unsicher, als die Breslauer und ober-schlesischen Streitkräfte den Charakter von Zivilkämpfern besaßen. Die Erfahrung hatte bisher gezeigt, daß solche Truppen sich im Straßenkampf verkrümmelten, sobald es ihnen gelungen war, durch Plünderung Beute zu machen.

Es erwies sich mithin als notwendig, eine wohlorganisierte Kerntruppe zu haben, in deren Verband die Freischärler besser zusammenhalten würden.

Hierzu waren die 7. Grenadiere ausersehen. Am 13. März, punkt 11 Uhr nachts sollten sämtliche Offiziere des Regiments mit Ausnahme des Landwehrlieutnants Neumann**) durch verschiedene Patrouillen gleichzeitig in ihren Quartieren verhaftet werden. Um dieselbe Zeit mußten das Post- und Telegraphenamtsamt, die Eisenbahnstation, die Artilleriekaserne, das Bürgermeister- und Landratsamt sowie das Bezirkskommando besetzt, nötigenfalls erstürmt, die Ausgänge der Stadt bewacht werden. Niemand durfte in die Stadt hinein noch dieselbe verlassen. Der Bahnhofsvorsteher sollte gezwungen werden, einen Transportzug zusammenzustellen und ihn entlang der Breslauer Strecke anzukündigen, damit die Gleise frei waren. Hierauf mußten die Fernleitungen zerstört werden, um Münsterberg vom Verkehr mit der Außenwelt abzuschneiden. Die Bagage mußte zurückbleiben, nur die Gewehre, Handgranaten und leichten M. G.'s nebst Munition sollten mitgenommen werden. Der Transportzug sollte bis Breslau-West fahren; dort sollten die Leute aussteigen, gegen 3 Uhr morgens, am 14. März, und die Westendkaserne bereits von den Spartakisten besetzt finden.

Unter den Mannschaften sollte inzwischen eine intensive Propaganda getrieben werden. Goldene Berge müsse man den Leuten versprechen.

*) Einschließlich der bolschewistischen Ueberläufer der 117. I.-D.

**) Ueber die Ursachen, die uns zur Schonung dieses Offiziers veranlaßten, kann ich keine Mitteilungen machen, um die militärische Karriere dieses sehr sympathischen Mannes nicht zu gefährden.

Am 8. März war der Plan in sämtlichen Details ausgearbeitet. Der Schlag sollte in Münsterberg am 13., abends punkt 11 Uhr geführt werden, sodas wir unter allen Umständen am 14. morgens in Breslau in den Kampf eingreifen konnten.

Nach Festlegung des Operationsplanes brach der Streit unter uns los über die Verteilung der Rollen.

Als feststehend galt es, das Susinski, der bereits am 7. abgereist war, im Fall des Gelingens Gouverneur von Schlesiens wurde. Das Generalkommando des 6. Armeekorps und der im reaktionären Fahrwasser segelnde Zentralsoldatenrat sollten aufgelöst, Oberschlesien von der polnischen Armee besetzt werden. Hierüber hatte Korfanty, polnischer Nationalitätenminister, mit Susinski bereits Vereinbarungen getroffen.*)

Herz, der Zigarrenreisende, schied für Schlesiens als Rivale aus; er hatte seine Bestallung als „Volksbeauftragter“ in der Berliner Räteregierung bereits in der Tasche. Ich mußte im stillen lächeln bei dem Gedanken, das ein reisender Zigarrenhändler nun plötzlich Minister werden sollte. Woher hatte Herz im Handumdrehen die Kenntnisse erlangt, die für die gewissenhafte Führung eines solchen Amtes erforderlich waren?

Am heftigsten war die Auseinandersetzung zwischen Simon und Rettmann, die sich um den Posten eines — Gouverneurs von Breslau (Stadt mit 600 000 Einwohnern) stritten. Dubeł und ich sollten Platzkommandanten von Breslau werden. Nach einigem Hin und Her einigten wir uns wie folgt: Dubeł wurde Oberbefehlshaber der Sowjettruppen in Oberschlesien, Sij Kattowiz **); meine Wenigkeit Platzkommandant und Gouverneur von Breslau;

*) Ich warne hier die Liga der Nationen vor den politischen Emporkömmlingen vom Schlage Korfantys. Dieser, ehemals preussischer Landtagsabgeordneter, seit Juni 1918 Mitglied des Reichstags, war durch den Umsturz am 7. November von der hochgehenden Flut der Ereignisse emporgehoben worden. Baderewski nahm ihn als Minister für die annektierten deutschen Gebiete in sein Kabinett auf. Susinski versicherte mir, das Korfanty bolschewistische Gelber empfangen, die er für seine privaten Bedürfnisse verwenden. Jedenfalls steht fest, das Korfanty es mit den Bolschewisten nicht verderben wollte, weil er bei ihrem eventuellen Endsieg auf der politischen Oberfläche zu bleiben wünschte.

***) Beim Einmarsch der polnischen Armee in Oberschlesien sollte Dubeł durch Korfanty einen einflussreichen Posten in der Zivilverwaltung bekommen. Susinski war der Ansicht, das eine polnische Okkupationsarmee in Oberschlesien sehr bald vom Bolschewismus angezogen sei.

Kettmann, Polizeipräsident von Breslau; Simon, Kontrolleur des Magistrats (Zivilverwaltung) von Breslau und des Oberpräsidenten.*)

Ich machte mir meine eigenen Gedanken über diese Vereinbarung, die vorläufig allerdings nur eine Teilung des noch nicht erlegten Bären darstellte.

Simon Kontrolleur der Zivilverwaltung! Welche Ironie! Muß die Welt denn heute von Sträflingen und Gaunern regiert werden? Von Menschen, die kaum richtig schreiben können? Leute, die nicht einmal die nötigen Kenntnisse besitzen, um eine Schreiberstelle gewissenhaft auszufüllen, sollen mit der Leitung großer Nationen, mit der Lösung ungeheurer volkswirtschaftlicher Probleme betraut werden?

Ich konnte trotzdem immer noch nicht zu einem festen Entschlusse kommen. Zu sehr lockte mich die Aussicht, Platzkommandant von Breslau zu werden. Ich war jung und ehrgeizig — und vielleicht voll Abenteuerlust. Nachts aber ließen mich wüste Träume keine Ruhe finden. Die Unehrlichkeit der bolschewistischen Ziele hatte ich längst durchschaut. Die Tätigkeit des Soldatenrats und das Markten und Feilschen derjenigen, die unter Anwendung von Zwang Europa mit einer neuen, alleinseligmachenden Regierungsform beglücken wollten, hatten mir die Augen geöffnet über die wahren Bestrebungen der bolschewistischen Führer.

Ohne Zweifel kam es bei der Ueberrumpelung Breslaus zu schweren Kämpfen und Blutvergießen. Für wen floß dieses Blut? In Juliusburg waren Hassemeier und Wawzinek gefallen, damit Kettmann und Simon im Soldatenrat bleiben und dort Riesensummen stehlen konnten. Sollten nun hunderte, vielleicht tausende von Arbeitern fallen, damit Sufinski sich zum Gouverneur von Schlesien, Julius Herz zum Minister in Berlin, Kettmann zum Polizeipräsident und Simon zum Obersten Zivilkontrolleur emporschwingen konnten?

Dieser Gedanke ließ mich zuletzt nicht mehr zur Ruhe kommen. Mir graute vor der furchtbaren Verantwortung.

*) Ich muß hier ausdrücklich bemerken, daß es mir niemals gelang, mit voller Klarheit die Zusammenhänge zwischen Korfanti bezw. der polnischen Regierung (falls Korfanti in ihrem Namen handelte) und den polnisch-oberschlesischen Bolschewisten zu erkennen.

Ich sah ein, daß es ein unerhörter Greuel war, Blut fließen zu lassen für die durchaus egoistischen Privatabsichten einiger Unwürdiger. Es war mir nicht mehr möglich, an die bolschewistische Idee zu glauben; denn das Endziel der in Münsterberg versammelten Verschwörer war ein Attentat auf das private und öffentliche Eigentum, zu dem Zweck, ihre eigenen Taschen mit Geldscheinen zu füllen.

Als ich einmal Julius Herz vorhielt, daß die Regierungstruppen, die voraussichtlich gegen uns kämpfen würden, ebenso Proletarier seien wie auch unsere eigenen Leute, gab er dies achselzuckend zu, indem er sagte: „Ach was, Proletarier! Wenn man nur endlich dieses mistige Wort nicht mehr hören müßte! Die Welt besteht doch, zum Teufel, nicht aus lauter Proletariern!“

Ganz verwundert blickte ich den Sprecher an. War denn der über Nacht ein konservativer Antiproletarier geworden?

„Aber die Diktatur des Proletariats steht doch an der Spitze des bolschewistischen Programms!“

Auf das hin wollte sich die Verschwörergesellschaft fast zu Tode lachen. Wie ich nur so naiv sein könne! Unser Ziel sei doch ausschließlich die Eroberung der Macht. Sei das erreicht, so gelte es sich zu behaupten, auch ohne und gegen die Proletarier. Diese Leute seien ja weiter nichts als eine große unvernünftige Herde Vieh, die sich nach Belieben von diesem oder jenem führen lasse. Ich müsse doch schon längst eingesehen haben, daß Scheidemann und auch Trocki jetzt gegen die Proletarier regieren. Ihre Auffassung sei lediglich die, daß nun die günstige Gelegenheit wahrgenommen werden müsse. Jetzt sei die Reihe zu herrschen mal an uns, es sei doch nicht nötig, daß das Geld immer in denselben Händen bleibe. Auch wenn das Breslauer Unternehmen nicht den erwarteten vollen Erfolg zeitigen werde, so sei jedenfalls doch uns allen Gelegenheit geboten, im Durcheinander der Kampftage Hand zu legen auf einige Banken und Großfirmen. Schon um dieses Vorteils willen lohne es sich, die Geschichte in Gang zu bringen.

Also so ein verfluchter Schwindel, dachte ich. Ganz die alte und doch ewig neue Geschichte: damit einige Menschen

zu fetten Posten kamen — Gouverneur, Platzkommandant, Minister — mußten hunderte, vielleicht tausende von Arbeitern, verheiratete Männer, Familienväter, in den Tod gehen. Wer sorgte nachher für ihre Witwen und hungernen Kinder? Wer entschädigte sie, wenn ihnen im Straßenkampf ein Körperteil weggeschossen wurde, das Augenlicht verloren ging durch eine Handgranate?

Sollten die freien Arbeiter sterben, damit einige Gauner Millionensätze stehlen konnten?

Diese unersättlichen Blutmenschen wollten ja nichts anders als die ewige Fortdauer des Krieges, der in Straßenkämpfen, Vernichtung von Arbeitern, von Armen und Schwachen, und Massenhinrichtungen von schuldlosen Bürgern weitergeführt werden sollte.

Was die Soldatenräte verschachtelten, ging in die Milliarden. Und die verblendeten Leute merkten nichts davon. Noch offenkundiger lag die Absicht der höchsten bolschewistischen Führer zutage: Wir wollen in den Genuß der Macht treten, gewaltsam, mit Hilfe des Arbeiters; diese „Idiotenbande“ (wie Simon sie nannte) ist ja nur für diesen Zweck geboren; nachher können sie ja Steine fressen, wenn sie kein Brot haben — Hauptsache, daß wir selbst erst mal satt werden. Susinski hatte zu mir diese Worte gesprochen und mir gleichzeitig anvertraut, daß er ein durchaus „fortschrittlicher“ Mensch sei: egoistisch, rücksichtslos bis zum Äußersten; ein Herrenmensch.

So stand das Wesen des Bolschewismus in seiner ganzen Blöße vor mir.

Was mich besonders empörte, mich bis zur Raserei brachte, das war der ungeheuerliche Frevel, den die Bande, mit der ich verkehren mußte, mit dem Schweiß und Blut des Arbeiters zu treiben beehrte. Jahrhunderte hindurch war der Arbeiter arm, unterdrückt, ein Sklave. Jetzt, wo ihm Freiheit, politische und wirtschaftliche Gleichheit winkten, sollte er von gewissenlosen Lügneren darum betrogen werden?

„Nein,“ rief ich auffahrend, „tut was ihr wollt. Ich mache nicht mehr mit.“

Als die beiden Abgesandten Susinskis, Herz und Du-

des *), merkten, daß mein Entschluß unumstößlich war, erhoben sie sich mit wutverzerrten Gesichtern.

„Also du willst das Geschäft**) nicht mit uns machen? Wir werden die Breslauer Reichsbanknebenstelle besetzen und das Geld redlich unter uns teilen.“

„Ich mache nicht mehr mit.“

Es gab eine erregte Szene, wüste Schimpfworte fielen. Das Billardzimmer im „Hotel zu den drei Bergen“ mag Ähnliches noch nicht erlebt haben. Endlich entfernten sich Herz und Dubel und stürmten Hals über Kopf zum Bahnhof, um sich nie mehr sehen zu lassen. Wahrscheinlich befürchteten sie, ich würde sie verhaften lassen. Das letzte Wort, was sie an meine Adresse richteten, lautete: „Verfluchter Schweinehund!“

* * *

Simon und Kettmann, in ihren Hoffnungen auf Riesenbeute getäuscht, suchten mich jetzt zu vernichten. Ich traute ihren freundlichen Mienen und das hätte mir um ein Haar das Leben gekostet.

Unser Bataillonsfest am 10. März verlief glänzend; ich hielt eine Rede über Heimatliebe und Heimatschutz, die selbst von den anwesenden Offizieren beklatscht wurde. Ich konnte aber nicht umhin, mir über das Nichterscheinen des Majors Aman, den ich persönlich eingeladen hatte, recht eigenartige Gedanken zu machen.

Zum folgenden Mittag hatte mich Landwehrleutnant Neumann, mein Freund, in sein Quartier zu Neudörfel (1 Kilometer westlich Münsterberg) zum Mittagessen geladen. Er warnte mich eindringlich vor Berden und Raczet, die den Regimentskommandeur ohne Unterlaß gegen mich aufzuheken suchten. Aman habe soeben eine streng diskrete Nachprüfung der Stammrolleneintragungen sämtlicher S.-Ratsdelegierten angeordnet. Dies ziele son-

*) Dubel wurde wenige Tage später gemeinsam mit einem Oberschlesier namens Nocon in Breslau verhaftet und der Operationsplan, den wir in Münsterberg aufgestellt hatten und der die genaue Rollenverteilung enthielt, bei ihm vorgefunden. Bei Festüre dieser Nachricht befand ich mich in Hannover und suchte daraufhin schnelligst die amerikanischen Linien im Koblenzer Brückentopf zu erreichen.

**) Wörtlich wiedergegeben.

der Zweifel gegen mich; es sei Aman bekannt, daß ich ohne Militärpapiere in den Grenzschutz aufgenommen wurde.

Obgleich nun die Nachprüfung der Stammrollen nicht gut möglich war, weil sich die Stammrollen in meinem Besitz befanden, so blieb es doch nicht ausgeschlossen, daß ich vor den schwersten Unannehmlichkeiten stand. Der Nachfolger des im S.-Rat tätigen Off.-Stellw. Köhr als Kompagniefeldwebel der 6., meiner Stammkompagnie, war Off.-Stellw. U d l e n. Dieser war nicht mein Freund. Wenn er die Stammrolleneintragungen nur halbwegs im Gedächtnis hatte, war meine Situation sehr gefährlich.

Ich sann nun auf Mittel und Wege, um schnellstens und auf unauffällige Weise vom Grenzschutz fortzukommen. Die Entlarvung der bolschewistischen Verbrecherbande hatte meiner Tätigkeit jeden vernünftigen Zweck genommen. Und die neuen Gefahren, die durch das Vorgehen des Regimentskommandeurs drohend vor mir aufstiegen, flößten mir wirklich Furcht ein. Hier stand mein Leben auf dem Spiel! —

Wir Mitglieder des S.-Rats hatten in Anbetracht unseres Breslauer Planes eine eifrige Propagandatätigkeit unter den Truppen entfaltet. Einer wohlgelungenen Intrige war es zuzuschreiben, daß Wauer seine Demission nahm, damit ich am 7. März zum Regimentsobmann gewählt werden konnte.

Inzwischen hatten in Berlin die Spartakisten bereits losgeschlagen. Wir versicherten unsere Leute, die weiße Garde und die überwiegende Mehrheit der übrigen Kosketruppen seien zu der neuen Räteregierung übergegangen. Wer mitmachen wolle, erhalte 40 Mark täglichen Sold und uneingeschränktes Beuterecht. In verschiedenen Kompagnieverfassungen war bereits offen zum Ausdruck gekommen, es müsse jetzt endlich auch in Breslau dreingeschlagen werden.

Da traten Simon und Rettmann vor den Regimentskommandeur hin und enthüllten ihm meinen angeblichen Plan: ich wolle das Regiment zum Abfall verleiten, die Offiziere verhaften und mit den Mannschaften zu den oberschlesischen Bolschewisten abrüden. Bis hierher hätten sie (Simon-Rettmann) mitgemacht, aber jetzt, da ich endlich

die Maske abgerissen, fühlten sie sich vor ihrem Gewissen verpflichtet, die Ausführung meines Planes zu verhindern.

Wirklich gelang es den Schurken, den Major Aman von ihrer ehrlichen Absicht zu überzeugen. Dieser hielt nun die Gelegenheit endlich für gekommen, mir den Garaus zu machen. Er berief zum 12. März eine Versammlung sämtlicher Kompagnieführer des Regiments und lud die S.-Räte ein, der Konferenz beizuwohnen.

Ahnungslos ging ich hin, nahm meinen Platz ein in der Mitte meiner Genossen vom S.-Rat und harrete der Dinge, die da kommen sollten.

Der Saal — es war im „Gasthaus zur Eisenbahn“, in der Nähe des Bahnhofs — lag zu ebener Erde. Links vom Kommandeur saßen auf einer langen Bank die Offiziere, rechts der vollzählige Regimentssoldatenrat. Hätte ich vorher gewußt, was sich ereignen würde, so hätte die Versammlung bestimmt einen ganz anderen Verlauf genommen.

Major Aman verlas einleitend eine vertrauliche Mitteilung der Reichsregierung über die Ausbreitung des Bolschewismus in Deutschland. Im Anschluß daran sagte er:

„In diesem Zusammenhang möchte ich mitteilen, daß wir soeben beim Regiment eine Verschwörung aufgedeckt haben, die darauf hingerichtet, die 7. Grenadiere, diese alte Kaisergarde, zu den oberschlesischen Bolschewisten hinüber zu ziehen. Der Mann, in dessen Kopf dieser wahnstinnige Plan entstand, sitzt in unserer Mitte.“

Ich fühlte, daß ich erbleichte. Alle Augen der Anwesenden richteten sich unwillkürlich auf mich, während Aman fortfuhr:

„Es ist der Vorsitzende des Soldatenrats, unser neugeborener Regimentsobmann.“

Entsetzliche, lähmende Stille.

Der Major schilderte dann meine Tätigkeit beim Grenzschutz, die einen äußerst revolutionären Charakter trage.

„Das ist das Ende,“ dachte ich; das trostlose Ende. Off.-Stellv. Köhr, der neben mir saß, warf mir einen mitleidigen Blick zu. Ich hörte nicht mehr was der Kommandeur noch weiter sagte. In meinen Ohren brauste es. Ich sah

mich schon draußen an der Stiebelwand stehn, sechs Gewehrläufe auf meine Brust gerichtet.

Nachdem Aman mit seinem Bericht zu Ende gekommen, stand ich auf und sagte mit belegter Stimme: „Die ganze Geschichte ist von A bis Z erstunken und erlogen.“

„So?“ antwortete der Major. „Ich bitte die beiden Leute sich zu äußern, die gestern morgen bei mir waren.“

Da erhob sich Simon, deutete mit der Hand auf mich und sagte:

„Lüge nicht, es ist so.“

Ich fiel beinahe in Ohnmacht vor Schrecken über diesen entsetzlichen Verrat. „Du Gauner,“ keuchte ich. Aber auch Rettmann stand auf: „Ich kann daselbe bezeugen.“

Nun suchte ich mich herauszureden. Unter Aufgebot aller Beredsamkeit, deren ich fähig war, suchte ich die Anwesenden von der Haltlosigkeit der Behauptung und der Schurkerei Simons zu überzeugen; Simon wolle eine persönliche Rache an mir fühlen. Ich fühlte, daß ich um mein Leben kämpfte. Vielleicht klang meine Angabe glaubwürdig, ich habe die Möglichkeit eines Abrückens nach Oberschlesien akademisch erörtert unter Hinweis auf die Anhänglichkeit meiner Leute, habe aber dabei deutlich betont, daß solche Absichten mir fernlägen. Mehr jedoch wirkte, daß ich dem Kommandeur zu bedenken gab, es könne eine noch ärgere Meuterei entstehen wie damals durch Rettmann in Juliusburg, wenn man es wage mich anzutasten. Zuletzt bemerkte ich, daß ich, um alle Weiterungen zu vermeiden, meine sofortige Abdankung und Entlassung aus dem Grenzschutz beantrage zwecks Rückkehr in meine angebliche Heimat Westfalen.

Die einzigen, die unter den S.-Ratsdelegierten den Mut besaßen, für mich einzutreten, waren Obmann Röhr vom F-Bataillon und Stellvertreter Rothert von der 2. M. G. R. Die übrigen Genossen saßen ganz starr da; als wäre der Blitz zwischen sie gefahren. Wenn die Herde ihres Führers beraubt ist, wird sie feige und kopflos.

Aman schien wirklich eine Wiederkehr des Juliusburger Aufstands in verstärktem Maßstab zu befürchten. Nach kurzer Ueberlegung sagte er mir sofortige Entlassung zu; ich müsse aber einen Schein unterschreiben, worin ich zugebe,

wegen Anstiftung einer Meuterei aus dem Grenzschutz entlassen worden zu sein. Damit wollte er offenbar meine Existenz in Deutschland untergraben. Ich war sofort einverstanden, obschon die Sache mir gefährlich schien; denn Major Aman konnte möglicherweise nicht Wort halten und mich nach gegebener Unterschrift festnehmen lassen.

Es ging aber alles gut. Der Regimentsadjutant Leutnant Rißling tippte den Schein nach Bleistiftvorlage des Majors; ich unterschrieb in der Hoffnung auf einen guten Ausgang des Abenteuers. Aman verlangte noch meine sofortige Abreise; ich dürfe nicht mehr ins Revier zurückkehren. So sehr fürchtete er den tiefen Einfluß, den ich auf die Truppen auszuüben imstande war!

In Gesellschaft des Off.-Stellv. Köhr, den ich mir hierfür erbeten hatte, mußte ich bis zum Einlaufen meines Zuges im Regimentsgeschäftsraum verweilen.

Um 8 Uhr abends gingen wir zum Bahnhof. Ich erinnerte Köhr scherzend an unsere erste Begegnung, wo er wegen der schiessenden Mütze so geschimpft hatte. Der gute Mann ahnte nicht, daß ein feindlicher Ausländer vor ihm stand. Warm drückte er mir die Hand zum Abschied und wünschte mir viel Glück auf der Reise.

So war meine Rolle bei den Bolschewisten ausgespielt. Welch ein Glückstern hatte während dieser Periode über meinem Haupte gelehrt!

Nach zehntägiger Zickzackreise quer durch Deutschland traf ich am 22. März 1919 in Koblenz ein, wo ich trotz meiner deutschen Uniform von den Herren des amerikanischen Hauptquartiers (3. Armee) sehr anständig empfangen wurde. Allerdings glaubten sie meiner Angabe, daß ich Luxemburger sei, nicht eher, als bis sie sich durch telegraphische Nachfrage beim Bürgermeister meiner Heimatstadt Dübelingen, Herrn J. Berchem, von der Richtigkeit überzeugt hatten. Die ausführliche Erzählung meiner glücklich überstandenen Abenteuer erregte beim amerikanischen Generalstab das lebhafteste Interesse.

* * *

Ehe ich diese Memoiren herausgab, wollte ich einen gewissen Zeitraum verstreichen lassen. Zu gewaltig war das

ungeheure Erleben, als daß ich es sogleich hätte übersehen und richtig werten können.

Die Anstrengungen, die neuerdings von jenen Betrü-
gern, die sich Bolschewisten nennen, auch im Westen Euro-
pas und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika ge-
macht werden, veranlassen mich jedoch, meine Erlebnisse
schon jetzt zu veröffentlichen. Möge dieses Buch, das nur
naakte Tatsachen enthält, den Arbeitern der ganzen Welt
die Augen öffnen, möge es ihnen zeigen, welches verruchte
Spiel gewissenlose Schurken mit ihnen treiben wollen, und
möge es ihren Entschluß kräftigen, sich selbst, ihr Leben,
ihre Gesundheit, ihr häusliches Glück und ihr sauer genug
erworbenes Geld für die preußisch-russischen Methoden der
Volksbeglückung niemals herzugeben.
